S
765

Stetten

Philosophische und Patriotische Träume eines Menschenfreundes.

Mihi necesse est loqui, nam scio Amyclas tacendo periisse. LUCILIUS

[Verf.: Isaac Iselin]

EIGENTUM DER
AUGSBURG

Dritte und vermehrte Auflage.

Zürich, bey Orell, Geßner und Compagnie. 1762.

Pudor, modeſtia, juſtitia, quibus omnis civilis ſocietas conſervatur, a civitate exſulant, in qua paupertas & neceſſitas ab una parte regnant, ab altera ſatietas & ſuperbia.

Dionys. Halic. Lib. VI.

An Herrn Bodmer.

Ein Werkgen, das keinen andern Gegenstand hat als Wahrheit und Tugend, kann niemand mit grösserm Rechte geheiligt werden, als einem

Manne, der niemals einen andern Gebrauch von seinem Verstande gemachet hat, als dieselben zu erkennen; von seinem Herzen, als solche zu lieben und auszuüben; und von seinem Witze, als dieselben durch alle Reize der Dichtkunst und der Beredtsamkeit der Welt liebenswürdig vorzustellen.

Empfangen Sie also, Mein Herr, von einem Unbekannten dieses Opfer einer ungeheuchelten Hochachtung. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir Ihren Beyfall nicht versagen. Ich werde mich trösten, wenn meine Schreibart, aber nicht, wenn meine Denkungsart, Ihnen und andern Tugendhaften mißfallen sollte.

Geschrieben im Mayen, des Jahrs 1755.

Register.

	Blat.
Der Eingang.	1
Die Menschheit.	15
Die Menschen.	33
Die Afterpolitik.	43
Der Trieb zur Vollkommenheit.	56
Die Triebfedern der bürgerlichen Gesellschaften.	87
Die Verderbniß.	75
Das Elend.	102
Die Ungleichheit der Stände.	117
Die Freyheit.	137
Der Ehrgeiz.	150
Die Bürger, oder die Demokratie.	163
Die Patricier, oder die Aristokratie.	195
Die Handelschaft.	207
Die Städte.	220

Die Gelehrsamkeit. 232
Das Frauenzimmer. 251
Die Wünsche. 254
Die Hoffnung. 268
Der Besitz. 282
Die Gesellschaftlichkeit, und die Ergötzlichkeiten. 288
Die Erziehung. 301
Die Ueppigkeit. 314
Die Ordnung. 327
Die Tugend und die Glückseligkeit. 337
Die Religion. 354
Der gute König. 368
Die glückselige Republik. 371
Der Patriot. 376
Der Antipatriot. 404

Eingang.

Ohne weit aussehende Absichten, ohne Ehrgeiz, und ohne Eigennutz, lebe ich in einer Ruhe, die den Grössesten und den Vornehmsten der Erde beneidenswürdig scheinen würde; wenn sie eine Empfindung von einer solchen Glückseligkeit zu haben fähig wären.

Wenn eure Schätze, grosse und mächtige Handelsleute, die ihr bald wie die von Tyrus und Sidon euch über die Fürsten der Erde erhebet, meiner Seele jemals einen eiteln Wunsch ausgepresset haben; so wiederrufet sie ihren Irr-

thum feyerlich vor dem ganzen Volke, und verwirft ihn als ihrer unwürdig.

Eure Hoheit, Mächtige, über mich und andere erhobene, und vor allen geehrte Mitbürger! so groß und so verblendend sie in den Augen des grossen Haufens ist, scheinet mir allezeit gefährlich, und niemals groß, als wenn derjenige, der damit bekleidet ist, nicht aufhöret ein Bürger zu seyn. Die süssen Empfindungen der Unschuld überwiegen bey mir die Schätze aller Reiche der Erde; und wenn nicht die Gesellschaft auf alle Kräfte des Menschen, und der Staat auf alle Vermögen des Bürgers ein unverletzliches Recht hätten, so wäre schon längst eine stille Einsamkeit meine Zuflucht worden. Ich kenne keine Grösse und keine Hoheit, welche dem niedrigen Stande des tugendhaften Landmannes zu vergleichen wären; wenn nicht die Pflicht den Tugendhaften in die Welt, die ihm billig ekelhaft vorkömmt, zurük beriefe.

Glaubet indessen nicht, daß Menschenfeindschaft, Trägheit oder Unempfindlichkeit, die Gründe dieser Denkungsart bey mir seyen. Ich verdanke dieselbe der großmüthigen Sorge derjenigen, die in meinen ersten Jahren mich mit den Grundsäzen der Weisheit und der Tugend befreundet, und vor dem Gifte der Verführung bewahret haben. Ich sehe dieses als eine unschäzbare Gutthat der Vorsehung an, und halte es für eine noch grössere, daß dieselben durch die Vorurtheile, womit der Umgang der Menschen und die Welt, oft auch die edelsten Gemüther anstecken, nicht sind ersticket worden.

Vielleicht hat auch mein Temperament einen Hang zu einer gewissen Bequemlichkeit bey mir verursachet. Vielleicht bin ich demselben die Entfernung von den unnüzen, und Zeit- und Gemüthverderbenden Vergnügungen der Menschen schuldig. Ich erkenne auch dieses als eine

besondere Gutthat der Vorsehung, daß sie durch die Mittheilung sanfterer und gemässigter Triebe, und durch die Abhaltung von verderblichen Vergnügungen mich zu der Erkenntniß und zu der Liebe des Wahren, Schönen und Guten fähig gemachet hat. Dieses waren auch, seit dem ich denken kann, meine ersten Neigungen, und diejenigen, denen ich beständig treu geblieben, oder vielmehr, zu denen ich allezeit zurükgekehret bin, wenn die Nichtigkeit und die Eitelkeit der andern, meiner Seele das gründliche und wahre Vergnügen, das sie derselben versprachen, nicht haben gewähren können.

Auf diese Weise bin ich von meiner ersten Jugend an, von Wissenschaft zu Wissenschaft, von Erkenntniß zu Erkenntniß geirret, und habe gleich einer Biene aus jeder das Angenehmste und das Süsseste herausgezogen. Ich fand an jeder etwas Anzügliches, und wenn mein Geist

Fähig-

Fähigkeit genug besessen hätte alle zu erlernen, so würde mich keine Mühe gedauert haben, einen so unschuldigen und so dauerhaften Schatz von edeln und reinen Vergnügungen zu sammeln.

Alleine da ich den übrigen nur gleichsam flüchtig, und im Vorübergehen meine Aufwart machen durfte, so wählte ich diejenige, die den Menschen und den Bürger zu Gegenständen hat, zu meiner Geliebten. Die unschuldige und bescheidene Philosophie. Nicht diese Stolze und Verwegene, die zu unserer Zeit den Staat und die Religion untergräbt; sondern die Tochter des Himmels, die dem Tempel der Wahrheit und der Tugend mit furchtsamen und behutsamen Schritten, und mit derjenigen Ehrfurcht sich nahet, welche man dem unendlichen Urheber derselben schuldig ist. Diese verachtete; diese von euch Klugen dieser Welt so sehr gedrükte; diese auch von denen, die sich in den Schu-

len Weltweise zu nennen pflegen, oft entehrte wählete ich zu meiner Freundin; eben so einfältig als derjenige, der eine tugendhafte und verständige Schöne, die aber arm ist, einer reichen und ungezogenen vorziehet. Machiavell und Hobbes würden mich weit eher auf die Bahn der Ehren geführet haben, als Plato und Moses. Allein in dem Anfange verstund ich die Sache nicht besser. Die Wahrheit gefiel mir mehr, weil sie mit den Empfindungen und mit den Trieben meiner Seele mehr harmonierte; und nachher fand ich keine Ursache meine Wahl zu bereuen, weil ich schon gelernet hatte deutlich einsehen, daß alle Hoheit und alle Schätze dieser Welt gegen dem Vergnügen, das aus dem Gefühle der Tugend entspringet, für ein wohlgebildetes Herz, unschmakhaft und reizlos sind.

Schon in den zärtesten Jahren fand ich ein unbeschreibliches Vergnügen an den heroischen

Tha-

Thaten, die uns die griechischen und römischen Schriftsteller von ihren grossen Männern erzählen, und noch ein grösseres an den sanften und erhabnen Tugenden der verehrungswürdigen Patriarchen, davon wir die Erzählungen in unsern heiligen Büchern finden. Als meine Vernunft reifer ward, und die Ursachen der Dinge, die mich bisher gerühret, vergnüget und betrübet hatten, zu entwickeln anfieng, fand ich täglich neue Gründe die Tugend und die Wahrheit schön zu finden, die Harmonie meiner Empfindungen mit denselben zu billigen, und diese immer mehr zu erhöhen und zu verbessern. Ich machte hieraus auch meine allerliebste Beschäftigung, und schuf mir in meinem Kopfe ein Bild von einer Vollkommenheit, welches mir nicht minder gefiel, als dem Pygmalion seine geliebte Bildsäule.

Ich hatte mich bisdahin mit nichts als mit meinen Erkenntnissen beschäftigt, und das, was

ausser mir in der Republick und in der Welt vorgieng, war mir so fremde, als dasjenige, was die Einwohner des Mondes und des Saturnus in Bewegung sezen kann. Ich kam in mein Vaterland, wie in die Höhle des Plato, zurücke, und als ich auf das, was ich darinnen bemerkte, meine Betrachtungen warf, fand ich nichts als Unordnung, Verwirrung und Dunkelheit. So gehet es demjenigen, der von einem lustigen Spaziergange, wo die helle Sonne alles erleuchtet, in einen, auch den allerprächtigsten, Schauspielsaal tritt.

Nach und nach wurden dennoch meine Augen geschickter, die dunkeln Gegenstände zu unterscheiden, die Verhältnisse derselben zu entdeken, und die wundersamen Verknüpfungen davon aufzulösen. Ich fieng an, mich in diejenigen Sachen zu finden, die mich bis zur Erstaunung befremdet hatten; und ich hätte mich vielleicht so gut

als

als jemand darein geschicket, wenn ich nicht bisweilen in das Land der Wahrheit zurük geblicket hätte. Ich hatte darinnen so viel Vergnügen gefunden, daß ich unmöglich das helle Licht, das sie uns gewähret, dem Schatten der Welt nachsezen konnte.

Ich fand eine neue Beschäftigung, eine neue Nahrung für meine Seele, an der Vergleichung dessen das wirklich war, und dessen das seyn sollte. In dem Lande der Ideen fand ich nichts als Ordnung, Richtigkeit, Tugend, Gerechtigkeit und Erhabenheit. In dem Lande der Wirklichkeit hingegen nichts als Unordnung, Verwirrung, Falschheit, Scheintugend und betrügerische Grösse. Ein Metaphysicus, dem es vergönnet werden sollte, einsmals einen Blick in die Wahrheit der Gegenstände zu thun, mit denen er sich beschäftiget, würde keinen so grossen Unterschied zwischen seinem Lehrgebäude und dem We-

sen der Dinge finden, als ich hier nach und nach entdeckete. So eine würdige und angenehme Beschäftigung dieses für meinen Geist war, so ward mein Herz innigst dadurch betrübet und gerühret, daß der Mensch, der zu der Tugend und zu der Glückseligkeit geschaffen ist, durch seine falschen und irrigen Begriffe, und durch seine unordentlichen, unbestimmten und verwirrten Triebe, von seiner Natur und von seiner Bestimmung sich so unendlich weit entfernte. Ich ward es noch vielmehr, meine Mitbürger, die mit mir in einem Staate lebten, davon die Tugend die Hauptfeder seyn soll, so sehr von dieser so gerühmten republickanischen Tugend abweichen zu sehen.

Je mehr ich die Jahrbücher der Welt mit Fleiß und Sorgfalt durchgieng, desto mehr fand ich, daß es beynahe bey allen Völkern eben wie bey uns beschaffen gewesen sey. Ich hätte mich bald verleiten lassen zu glauben, daß es die menschliche

liche Natur nothwendig also mit sich brächte. Allein die Tugenden der ersten Menschen, die mir allezeit so reizend, und so wenig verdächtig vorkamen, und das moralische Gefühl des Schönen und Guten, das auch die lang eingerissene Verderbniß in den Herzen der itzigen nicht hat auslöschen können, waren mir allzu beredende Beweisthümer von dem Gegentheile; und je mehr meine Zweifel mir diese Vollkommenheit und diese Tugenden als Hirngespinste eines jugendlichen Eifers vormahleten, desto mehr bestärkte mich eine tiefere und von keinen Leidenschaften gestöhrte Untersuchung, dieselben möglich zu glauben. Freylich fand ich, daß den höchsten Grad derselben bey umschränkten und schwachen Menschen suchen zu wollen ein Unverstand wäre; allein ich fand auch, daß es kein geringerer Unverstand seyn würde zu denken, derjenige Grad, der zu einem ruhigen und glückseligen Leben nöthig ist, sey der menschlichen Natur unmöglich.

Ich

Ich faßte daher meine Begriffe zusammen; ich suchte aus denjenigen Wahrheiten, die mich die Vernunft von der menschlichen Glückseligkeit gelehret, und aus denen Erfahrungen, die ich von der menschlichen Natur gesammelt hatte, dasjenige heraus, was ich glaubte, daß es die Menschen am meisten bewegen könnte, ihre wahren Vortheile und die Rechte ihrer erhabnen Natur hervorzusuchen und zu gebrauchen. Aus diesem machte ich den täglichen Gegenstand meiner Betrachtungen. Ich kann es auch aufrichtig sagen, daß nichts mir so viel Vergnügen verursachet hat, als diese meine menschenfreundlichen und patriotischen Träume; und daß ich daran eine reizende Quelle von einer erhabnen und reinen Wollust gefunden habe, die alle Lust übersteiget, welche mir die verführerische Welt jemals dargeboten hat.

Diese meine Träume will ich euch nun mittheilen, wertheste Mitbürger! Deutet mir

diese

diese Unternehmung, die nur aus einer aufrichtigen Liebe gegen euch fliesset, weder als eine Vermessenheit, noch als eine Eitelkeit aus. Ich kenne die Welt noch wohl so viel, daß ich weiß, wie übel derjenige darinnen willkommen ist, den der Verbesserungseifer allzuweit dahinreisset. Ich bin auch weit entfernet, mich einer ungestümmen und mürrischen Censur über euch anzumassen. Ich will euch nur an die geheiligten Wahrheiten erinnern, welche die Natur tief in eure Herzen eingegraben, die Leidenschaften und die Vorurtheile aber darinnen so sehr verdunkelt haben. Ich schmeichle mir, es werden dieselben den meisten unter euch; und, wird es meine Schuld seyn, wenn es bey vielen zu ihrer eignen Schande geschiehet? den vollkommensten Beyfall abnöthigen?

Ich werde mich allzuglückselig und mehr als genug belohnet schätzen, wenn eine kleine Anzahl

sich

sich dadurch rühren läßt, die Herzen, die der Tugend und dem Vaterlande gehören, denselben zu heiligen; und die Ehre, rechtschaffene Menschen und gute Bürger zu seyn, dem Glanze der Reichthümer, dem Schimmer der falschen Ehre, und den Reizen der Wollust vorzuziehen.

Die Menschheit.

Ehe wir anfangen uns mit dem Bürger zu beschäftigen, müssen wir unsere Blicke auf den Menschen werfen. Wir sind deßwegen in die bürgerlichen Verfassungen getreten, damit wir die Glückseligkeit, zu welcher uns die Natur geschaffen hat, desto sicherer, ruhiger, und in einem höhern Grade der Vollkommenheit genössen.

Man will uns zwar bereden, als ob wir uns hierinnen gröblich betrogen hätten. Man will uns den Stand der Wildheit als den wahren Stand der Glückseligkeit vormahlen: Der bürgerliche Stand hat nur unsere Bedürfnisse und unsere Laster vermehret. Wir wären glücklich, wenn wir noch in Wäldern mit unsern Brüdern, den Löwen, den Tigern, den Bären wohneten. Wir sind nur darum elend, weil wir mit den Menschen

leben. So rufet uns eine neumodische Weisheit zu. Es ist unnöthig, die sophistischen Trugschlüsse derselben mühsam zu entwikeln. Die Empfindungen aller Herzen sind mehr als genug vereinigt, dieselben zu widerlegen. Es braucht über dieses, dieselbe zu beleuchten und in ihrer wahren Häßlichkeit zu zeigen, nur einige einfältige Beobachtungen.

Der natürliche Stand des Menschen ist nichts wenigers als ein Stand der Wildheit. Die Wildheit ist eine Verderbniß der Menschheit, wie das Laster, und wie die abscheulichsten Ausschweifungen, die wir in den verdorbensten bürgerlichen Gesellschaften antreffen. Der Mensch ist so wenig zum Menschenfresser bestimmet, als zum Vergifter und zum Verleumder. Jenes ist so wenig sein natürlicher Zustand als dieses. Schon die einfachesten natürlichen Verhältnisse der Menschen setzen eine Gesellschaft, und gesellschaftliche

Nei-

Neigungen voraus. Die Thiere sondern sich von ihren Alten, wenn sie ihrer nicht mehr bedürfen. Der Mensch, wenn er nicht ein weit unvollkommeners und weit elenders Leben führen will als alle Thiere, kann sich nicht von dem Menschen trennen. Ein natürlicher, ein unwiderstehlicher Hang nöthiget ihn zu dem gesellschaftlichen Leben. Ein eben so mächtiger Trieb bringet ihn von einem Grade desselben zum andern, und endlich zu der bürgerlichen Vereinigung. Es kann niemals eine Frage seyn, ob er wohl oder übel gethan habe, dieselbe zu ergreifen. Die Natur läßt ihm hier keine Wahl. Wenn er nicht darinnen gebohren wäre, so würde er unvermerkt nach und nach darein gerathen. Der Trieb der ihn mit einer unbesiegten Macht anstrenget, seiner Glückseligkeit nachzustreben, erlaubet ihm nicht anders, als solche in der Gesellschaft, und in der bürgerlichen Gesellschaft zu suchen.

Lasset uns also in dem Menschen den Bürger entwikeln. Sehen wir wozu die Natur jenen bestimmet hat, um zu urtheilen, wie weit dieser seine Foderungen vernünftiger Weise erstreken könne.

Ich will die Triebe, welche die Natur in unsere Herzen geleget hat, einfältig durchgehen. Ich werde nichts vortragen, das eine tiefsinnige Untersuchung, nichts das ein schweres Nachdenken erfodert. Die innerliche Empfindung, die Stimme die niemals in uns schweiget, wird bey jedermann meinen Grundsäzen eine beyfallende Antwort ertheilen. Der Huron, dessen Verstand der Wiz des Bibers beschämet, muß hierüber nothwendiger Weise so denken wie der Britte, der sich schmeichelt alle übrigen Sterblichen an Tiefsinnigkeit zu übertreffen.

Der erste Trieb in unserm Herzen, der Grundtrieb von allen übrigen, ist der zu dem Daseyn,

oder zu dem Leben. Ohne diesen läßt sich die Menschheit nicht denken, und alle Rechte, welche die Natur dem Menschen geschenket hat, gründen sich auf denselben.

Aus ihm fliesset unmittelbar das Recht auf diejenigen Güter, welche die milde Natur mit reicher Hand auf der Erde ausgestreuet hat; um die mächtigen Triebe zu unsrer Erhaltung, zu der Stillung des Hungers und des Durstes zu begnügen.

Fast eben so stark ist der menschlichen Seele eingepflanzet der Trieb zu der Freyheit. Die Herrschaft über seine eigenen Handlungen hat für den Menschen beynahe eben so grosse Reize als das Daseyn selbst.

Daneben hat die Natur, die den Menschen mit so vielen und vieles vermögenden Kräften des Leibes und der Seele begabet hat, demselben nicht minder starke und mächtige Triebe eingegossen.

gossen, diese Vermögen anzuwenden und thätig zu machen. Nichts ist ihm so sehr zuwider als die Unthätigkeit. Wenn nicht ein widernatürlicher Zustand unsre Kräfte hemmet, so sehnet sich der Geist beständig nach neuen Begriffen, das Herz nach neuen Gütern, und der Cörper wird durch den Mangel an Bewegung und an Arbeit eben so sehr verdorben, als durch die übertriebenste Anstrengung. Der Hang zu der Faulheit den wir bey einigen Wilden bemerken, scheinet ein Beweisthum zu seyn, daß ihr Zustand von der Menschheit ausgeartet sich dem Stande des Witzes nähert.

Mit diesen Trieben ist auf das genaueste verknüpfet die Begierde, den Genuß dieser natürlichen Vergnügungen und den Besitz der Güter, die uns dieselben gewähren, fortdauernd zu machen. Zu diesem Endzwecke dienet insonderheit der obgedachte Trieb zu der Anstrengung der

Leibes-

Leibes- und der Seelen-Kräfte, durch die der Besitz dieser Güter erhalten, und dieselben in einen Stand gesezet werden, darinn sie dem Menschen am längsten nützlich seyn können. Hiezu giebt die Natur einem jeden Menschen ein unstreitiges Recht, erstlich so viel zu bearbeiten als er nöthig hat, und als er im Stande ist ohne anderer Nachtheil zu thun, und dann das Bearbeitete als rechtmässig erworben sicher zu besizen.

Wie die Sicherheit seiner Güter, so ist auch die Unverletzlichkeit seiner Person, und alles dessen das dem Menschen angelegen und werth ist, eine natürliche Folge dieser Neigung.

Mit einem gleich lebhaften Triebe streben wir immer nach einer grössern Vollkommenheit. Das menschliche Gemüth wünschet sich beständig die Vermehrung, die Verbesserung und die Verschönerung seiner Vergnügen, seiner Kräfte

und seiner Güter. Es siehet immer etwas vor sich, das seiner Glükseligkeit mangelt; dieses Etwas trachtet es zu erobern; und eine jede Eroberung machet nur einer neuen Begierde Platz. Wenn es solche Dinge zu den Gegenständen dieser seiner Begierden wählet, die seines Adels und seiner ursprünglichen Hoheit würdig sind; so ist dieser Trieb das schönste und das erhabenste Vorrecht, womit die GOttheit den Menschen begünstigt hat. Er ist aber auch das gefährlichste, wenn Vorurtheile und Irrthümer unsere Seele mit der Liebe und der Bewunderung falscher und nichtiger Güter erfüllen.

Unser Wohlstand würde auch von einer sehr kurzen Dauer seyn, wenn wir uns nicht in dem Genusse der Güter aus denen derselbe bestehet, und in der Arbeit, durch welche wir solche erwerben, mässigen. Die Mühe selbst und das Mißvergnügen, welche auf eine allzuheftige Anstren-

gung unserer Kräfte, und auf einen übertriebenen Gebrauch der Güter folgen, belehren uns, daß wir alles meiden sollen, was uns für die Zukunft dazu minder tüchtig machen kann. Wir empfinden den Werth der Gesundheit genug, wenn wir krank sind. Es ist uns hiezu die Anwendung des Verstandes und der Vernunft von der Vorsehung mitgetheilt worden. Sie sind die Vormünderinnen unserer Begierden. Sie sollen dieselben in derjenigen Ordnung und in denjenigen Schranken halten, welche sie hindern, unserer Glückseligkeit gefährlich zu werden. Sie sollen uns hiedurch, so viel an uns ligt, den unverletzlichen Besitz derselben versichern.

Auch auf diejenigen Zeiten, da der Mensch nicht mehr seyn wird, erstreket sich dieser Trieb zu der Fortdauer. Er dähnet sich weit über unsere eigne Person aus. Er machet unsere Nachkommenschaft zu einem Theil von uns selbsten. Er

machet uns unsern Wohlstand und unsere Glückseligkeit als mangelbar und unvollkommen ansehen, wenn wir dieselben nicht auf die Nachwelt fortpflanzen können. Diese mächtige Neigung entstehet aus verschiedenen vereinigten Trieben.

Der erste und der wirksamste derselben ist derjenige, der ein Geschlecht zu dem andern mit einem unwiderstehlichen Zuge neiget. Auf diesen scheinet die verschwenderische Natur alle ihre Reize ausgegossen zu haben. Ihn hat sie mit einer Kraft versehen, die über alles gehet. Die Empfindungen die er verursachet, scheinen aus lauter Flammen zu bestehen. Nichts ist in der Natur so heftig als die Begierde, sich mit demjenigen was man in diesem Verstande liebet, zu vereinigen.

Durch den Wunsch einer ewigen Dauer unterscheidet sich diese edle Neigung von den flüch-

tigen

tigen Begierden des Witzes. Sie wäre des Adels der menschlichen Seele unwürdig, wenn sie sich auf den Genuß einiger Augenblicke einschränkete, sie würde durch unendliche Uebel und Peinen das menschliche Leben vergiften, wenn nicht ein ruhiger und geheiligter Besitz die Fortdauer unserer Glückseligkeit versicherte. Sie würde lauter Elend und Unglück über unser ganzes Schicksal ausgiessen, wenn nicht Ordnung, Mässigung, und Anständigkeit sie beseeleten. Es ist also die dauerhafte Vereinigung der Liebenden, es ist die Ehe, diese reizende Gesellschaft, die vollkommenste die schönste aller Gesellschaften, die Pflantzschule und die Quelle derselben, keine Erfindung einer tyrannischen Politick. Sie ist kein unerträgliches und hassenswürdiges Joch. Sie ist der stärkste, der feurigste Wunsch der Natur; sie ist die heiligste Stiftung ihres unendlich verehrungswürdigen Urhebers.

Auf diesen reizenden Trieb folget der nicht minder süsse und mächtige gegen die Kinder, die man erzeuget hat, und die sehnliche Begierde sein Glück auf dieselben und auf seine ganze Nachkommenschaft fortzuführen. Die Liebe, welche die Kinder gegen die Eltern zur Erfüllung ihrer denselben schuldigen Pflichten reizet, gehet gleichsam mit dieser Neigung zugleich, und wird noch von derjenigen begleitet, die eine natürliche Freundschaft zwischen solchen stiftet, die gleiche Eltern haben, der Brüder und Schwestern gegen Brüder und Schwestern. Diese erben gleichsam die Triebe der Eltern an sich, und werden mit einer Neigung gebohren derselben Absichten zu erfüllen. Diese Liebe, der edelste Trieb der menschlichen Seele, dähnet sich auch auf weitläufige Verwandte, und endlich auf alle Menschen aus; indem alle unsere Gutthäter, oder Gegenstände unserer Gutthätigkeit werden können.

Der Mensch der in sich selbst so viele Quellen der Glückseligkeit und des Vergnügens findet,

dem eine jede Bewegung seines Leibes und seiner Seele, wenn sie die Ordnung und die Schranken nicht überschreitet, die ihr die Natur vorschreibet, zu einer Lust wird, lebet nicht mit sich und den Seinigen alleine. Unzähliche andere Menschen umgeben ihn, denen er die gleichen Triebe, und hiemit die gleichen Rechte, womit der allweise Schöpfer ihn selbst versehen hat, nicht absprechen darf. Ein unläugbares Gefühl belehret ihn, daß der, der ihn an der Vergnügung der Triebe stöhret, zu denen ihn die Natur berechtigt, seinen Haß und seinen Zorn rege mache; und daß derjenige, der ihm zur Besserung und Erhaltung derselben behülflich ist, sich dadurch ein Recht auf seine Liebe und Dankbarkeit erwerbe. Kann er hieraus etwas anders schliessen, als daß die Natur einen jeden seiner Nebenmenschen auf die gleiche Art gebildet, und mit den gleichen Rechten versehen habe?

Insonderheit in dem Stande der Natur oder der Verlassung, durch welchen allein wir uns

von dem Stande der Natur einen richtigen Begriff machen können, empfindet ein jeder seine Schwachheit, und die Nothwendigkeit der Hülfe des andern. In demselben höret eine innerliche Stimme nie auf ihn zu erinnern, die Freundschaft der andern zu suchen, ihnen das zu thun, was er gerne hätte, daß sie ihm thäten, und dasjenige gegen sie zu unterlassen, was er gerne hätte, daß sie gegen ihm unterliessen. Dieses ist das erste, das erhabenste, das einfältigste Gesetz der gesellschaftlichen Natur, worauf sich sowol die allgemeine Menschenfreundschaft, als die besondern Pflichten und Freundschaften gründen, durch welche die Menschen einander zu Werkzeugen ihrer Glückseligkeit werden.

Dieses grosse Gesez verbindet uns, unsers Nächsten Leben, Güter, Kinder, Freyheit und Ehre unangetastet zu lassen. Denn die Ehre wird bey dem gesellschaftlichen Menschen der Gegenstand eines eben so mächtigen Triebes als immer

immer alle die übrigen sind, von denen wir oben geredet haben. Kein Gut wird von ihm so hoch gehalten, kein Vorzug ist ihm so schäzbar, als das Zeugniß von Vollkommenheit und Tugend, welches die Menschen dem der solche besizet schuldig sind.

Die Menschenfreundschaft bleibet hier nicht stehen. Sie will das menschliche Leben durch die wechselweise Hülfe der Menschen an Vergnügen und an Annehmlichkeiten noch reicher und noch fruchtbarer machen. Die Dienste, welche dieselben einander zu leisten fähig sind, können alleine die menschliche Glückseligkeit zu derjenigen Vollkommenheit bringen, zu deren uns die Natur eine Begierde eingepflanzet hat, die niemals ruhet. Die aus diesen edeln Trieben quellenden Gutthaten, werden neue Bande, womit die Menschen einander verbunden werden; und sie bringen neue Verhältnisse hervor, welche den

weisen

weisen Absichten der Natur gemäß, Liebe und Freundschaft immer weiter ausbreiten.

Die Freundschaft, diese minder lebhafte aber beständigere Neigung als die Liebe, erweitert gleichsam die Glückseligkeit des Menschen, und machet ihn neben der seinen noch diejenige genießen, die er in andern empfindet. Die Treue, die Redlichkeit, die Aufrichtigkeit, die Wahrhaftigkeit in den Reden, und die Wahrheit in den Thaten; lauter Eigenschaften, die durch ihre natürliche Schönheit die menschliche Seele adeln und erheben; fliessen aus der Liebe, die ein Mensch dem andern schuldig ist. Sie machen unsere Pflichten, die ohne sie nichts als Knechtschaft und Unlust seyn würden, zu Freyheit und Vergnügen, und geben erst unsern Handlungen die gehörige Grösse und Würde.

Ohne Absicht auf andrer Wohlseyn; ohne die Einschränkung seiner Begierden; ohne die

edle

edle Großmuth, sich dasjenige zu versagen, wodurch er andre an dem Genusse ihres Wohlseyns hindert; ohne den Muth einen Theil seines Glücks andrer ihrem aufzuopfern; würde der Mensch nur ein unedles und thierisches Leben führen. Durch diese schönen Triebe allein entsteht in ihm die Tugend, und durch diese allein wird er, was Haller sagt, mehr als Herr vom Gewilde.

Sehet hier den Menschen. Sehet die bescheidene aber würkliche und an wahren Vergnügen reiche Glückseligkeit, dazu ihn der Herr der Natur und des Schicksals geschaffen hat. Leben, Nahrung, Freyheit, Gesundheit und Würksamkeit des Leibes und der Seele, Liebe, Sicherheit, Menschlichkeit, Freundschaft, Treue, Redlichkeit, Aufrichtigkeit, Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Ordnung, Mässigung und Verbesserung eurer Triebe. Dieses fodert die Natur. Wie leicht ist sie zu begnügen? Wie kömmt alles mit der

allgemeinen Ordnung, und mit dem Wohl des ganzen menschlichen Geschlechtes überein?

Aber die Einbildung und die Vorurtheile, was für ungeheure Begriffe von Glückseligkeit bringen sie euch nicht bey! Reichthümer, Schätze, Macht, Pracht, Ueppigkeit, gekünstelte Wohllüste: Wie schwer ist nicht alles dieses zu erlangen! Wie sehr laufen nicht alle diese Geburten der Phantasie und der Vorurtheile, sowol eine der andern, als auch sämtliche überhaupt, der allgemeinen Ordnung und dem Wohlseyn des ganzen menschlichen Geschlechtes zuwider!

Die Menschen.

Das bescheidene Bild der Glückseligkeit, welches ich hier in meiner vorhergehenden Abhandlung dem Menschen vorgezeichnet habe, wird ohne Zweifel unsern verwöhnten Zeiten gar zu schlecht und gar zu unschmakhaft vorkommen. Unsere von der edeln Einfalt der Natur ausgeartete Weichlichkeit, wird dasselbe für die Hirngeburt eines schwärmerischen Kopfes ansehen.

„ Die Wildheit, wird es heissen, und die
„ noch rohe Menschheit konnten und mußten
„ sich wohl auf diese Art einschränken. Aber
„ wir, die wir gesitteter und in glückseligern
„ Zeiten leben, würden wohl einfältig und aus-
„ lachenswürdig seyn, wenn wir uns zu der
„ Mässigung derjenigen verbunden glaubten,
„ die nur deßwegen so bescheiden gewesen sind,

„ weil sie die feinern und vollkommnern Güter „ nicht kannten. „

Elende, und erkünstelte Ausflüchte!

Ein so glückseliger Zustand war niemals das Loos der Rohigkeit oder der Wildheit; obgleich vielleicht die Wilden selbst nicht viel unglücklicher sind, als viele gesittete Völker bey ihren feinen Sitten, und geadelten Lastern.

Die edle und glückselige Einfalt der Sitten war der Vorzug der schönsten Zeiten derjenigen Völker, die wir noch immer über alle andern erheben, deren Tugenden auch den verdorbensten Gemüthern unter uns noch immer die lebhafteste Bewunderung auspressen; und die wir, allzu feig ihnen nachzuahmen, uns doch zur Ehre rechnen zu verehren.

Ich hoffe denen, welche das Gefühl des wahren Schönen, und den Geschmack der lieb-

lichen

lichen Natur nicht gänzlich verlohren haben, kein geringes Vergnügen zu verschaffen, wenn ich ihnen hier einige Abschilderungen von dieser reizenden und wünschenswürdigen Lebensart liefere.

Hesiodus beschreibet das edle und einfältige Leben des freyen Landmannes seiner Zeit auf eine so einnehmende Weise, daß er einem die lebhafteste Lust einflössen könnte, auch die herrlichsten Glückes-Umstände gegen dasselbe zu vertauschen. Ich werde freylich diese bewunderungswürdige Schilderey nicht mit denjenigen Schönheiten nachmahlen können, die alle Striche des Urstückes beleben; allein wenn sie auch die Helfte ihrer Reize verliehret, so wird sie doch noch allezeit das Recht behalten, wohlgebildeten Seelen zu gefallen.

Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Feldbau. Dieser ist die demselben von GOtt

bestimmte Arbeit. Sich das Nöthige darzu anzuschaffen, ist billig seine erste Sorge; und seine Bescheidenheit hütet sich wohl, dieses Nöthige allzuweit auszudähnen. Seine Reichthümer sind groß genug, wenn er neben seiner Hütte, darinnen er eine tugendhafte Frau, und eine emsige Magd beherberget, die zu dem Feldbau erfoderliche Geräthschaft besizet, damit er alles zu rechter Zeit verrichten könne; denn wie sollte etwas gedeihen, das nicht zu seiner Zeit vorgenommen wird? Dazu kommen noch zween starke Stiere, und zween muntere Knechte. Diese leztern helfen ihm seinen Acker bestellen. Der eine bepflüget denselben mit einem mühsamen Fleisse, indem der andere mit einer geschickten und glücklichen Hand den dankbaren Furchen die Hoffnungsschwangere Saat austheilet. Der Hausvater, der diese Arbeit wohl und weislich besorget, verspricht sich billig eine reiche und gesegnete Erndte. Nach dieser wird ihn ein nicht

minder

minder fruchtbarer Herbst mit seinen lieblichen Früchten beglückseligen, und die sanfte Ruhe des Winters wird ihm einen seligen Genuß derselben gewähren. Er verwahret sich wider die Härte dieser Jahreszeit mit einem Wollenhemde, mit einem langen Rocke, mit guten Schuhen von Ochsenleder, mit einem Mantel von Bocksfellen, der ihn wider den Regen beschützet, und mit einem breiten Hute.

Eine seiner vornehmsten Tugenden ist die Arbeitsamkeit. Die Götter hassen den Müssiggänger, und lieben den Fleissigen. Sie belohnen diesen mit Reichthümern, deren Vortheile freylich sehr groß sind, wenn sie aus unschuldigen Quellen fliessen. Wehe dem, der jemand um das Seinige bringet; der einen Fremdling oder Schutzgenossen beleidigt; der eines andern Ehebette beflekct; der die Waysen unterdrüket; oder, der seinen Vater in seinen alten Tagen ver-

a..tet. GOtt wird alles dieses nicht ungestraft lassen. Glückselig hingegen ist derjenige, der die GOttheit ehret; gegen die Fremden gastfrey ist; die Feinde nicht beleidigt; die Liebe seiner Nachbarn erwirbet; gern leihet, und das Entlehnte gern wieder giebt.

Den, der also die Gerechtigkeit ausübet, werden die vortrefflichsten Gutthaten der Götter belohnen. Worinn bestehen aber dieselben? Sind es Schätze, Wohllüste, müssiges Leben, hohe Ehrenstellen? So verdorbne Begriffe hatten die Menschen damals von der Glückseligkeit nicht. Es waren Friede, Ueberfluß bey Hause, damit man nicht nöthig hätte Handelschaft zu treiben, gesegnete Fluren, Triften und Aecker, mit Früchten bekrönte Eichbäume, in deren Mitte honigmachende Bienen wohnen, wollenreiche Schafe, liebreiche Ehegattinnen, die tugendhaften Eltern ihnen gleiche Kinder gebären; und Söhne, welche des Vaters Haus erhalten, und stark und reich machen.

Die Begriffe, die uns unsere heiligen Bücher, in denen wir das Leben der ersten Menschen beschrieben finden, von der irrdischen Glückseligkeit geben, sind fast eben dieselben. Der selige Zustand der Patriarchen war beynahe der nemliche, mit dem Wohlstande des Landmannes des Hesiodus. Das Land der Verheissung, die Belohnung ihrer Tugenden in ihren Nachkömmlingen, war ihnen allezeit als ein Land vorgebildet, darinnen Milch und Honig floß, und wo der Gerechte in Frieden und Ruhe seinen Weinstock und Feigenbaum pflanzen, und sich mit glücklichen Nachkömmlingen gesegnet sehen sollte.

So lange GOtt sein glückseliges und geliebtes Volk unmittelbar beherrschte, war dieses die höchste Glückseligkeit die es kannte. Nachdem es aber gelernet hatte, seinen Nacken unter dem Joche der Könige zu biegen, verlohr es dieses Vorrecht der Einfalt. Ein Volk von Dienern Gottes, von freyen Leuten und von Hirten, ward zu einem Volke von Höflingen, von Sclaven und von Kaufleuten.

Ein, die Erkenntniß des wahren GOttes ausgenommen, nicht minder glückseliges Volk, genoß in einem andern Welttheile die Früchte der Unschuld und der Tugend, in einer eben so reizenden Einfalt. Ein Weiser, ein Menschen-Freund riß dasselbe aus der Barbarey, und aus den Finsternissen der Unwissenheit. Er versammelte eine unzehlbare Menge wilder herumschweifender Menschen in Städte und in Dörfer. Er lehrete sie das Feld bauen, ihr Hauswesen einrichten, und sich das erfoderliche Geräthe dazu anschaffen. Er zeigte ihnen, daß die guten Sitten, ein liebreiches Betragen, und eine dienstfertige Freundschaftlichkeit die einigen Quellen ihrer Glückseligkeit seyn können. Er überzeugte sie, daß der Mangel der Liebe, der Gutthätigkeit und der Gefälligkeit sie alle unglücklich machen würde. Die erhabne Regel der Natur und der Offenbarung, andern zu thun was wir gerne hätten daß sie es uns thäten, war auch

der

grosse Grundsatz seiner Lehren. Er flößte ihnen dabey einen lebhaften Abschen vor der Unreinigkeit der Sitten ein. Er machte sie empfinden, daß die edelste und süsseste Wohllust anders nicht als in einem ordentlichen und liebreichen Ehestande genossen werden könne. Er lehrete sie die Zubereitung, und den Gebrauch der Wolle. Er kleidete sie daraus, ohne Pracht und ohne Ueppigkeit.

Diejenigen, die es in der Tugend und in der Weisheit am weitesten gebracht hatten, bestimmte er zu seinen Stadthaltern. Der wichtigste Befehl den er denselben ertheilte, war, ihre Untergebnen als Kinder anzusehen, und dieselben Weisheit und Tugend zu lehren. Die stärkste Verordnung die er seinen Unterthanen kund machen ließ, war, denselben als Vätern zu gehorchen.

Der Geiz, die Habsucht, und alle Laster, welche in dem Gefolge derselben die Menschen

unglückselig zu machen pflegen, waren ihnen unbekannt. Die Ueppigkeit, der Abgott unserer Staatskunst und unserer Begierden, die Ungerechtigkeit und alle andern Uebel, die uns drüken, waren aus ihren Gränzen verbannet, und durften sich niemals in das Innere ihres Reiches wagen; bis ein Ungeheuer unter ihnen entstand, davon vier Jahrhunderte hindurch ihnen nicht ein Gedanke hätte zu Sinne kommen können. Die Tyranney eines verwöhnten Fürsten zerrüttete alles Gute, welches die Weisheit und die Tugend zwölf grosser Vorgänger gestiftet hatte; und die Laster der siegbaften Spanier vertilgeten vollends alle Ueberbleibsel der Tugend bey den unterdrückten Peruvianern.

Die Afterpolitick.

Wie schön, wie reizend ist nicht diese edle Einfalt der Sitten! Wie groß, wie vortrefflich ist nicht die Glückseligkeit, welche daraus fliesset! Wie sehr verdienet sie nicht, der Gegenstand aller unserer Wünsche und aller unserer Begierden zu seyn? Wie wenig rühret sie aber unsere verwöhnten Herzen! Nicht der Stoltz der Höfe, nicht die Habsucht der Boersen allein, haben allen Geschmack des wahren Grossen und Schönen, womit dieselbe pranget. Eine verwegene, eine ausgeartete Gelehrsamkeit selbst hat die einfältige Bahn der Weisheit und der Natur verlassen, und als eine schändliche Ueberläuferin zu der Fahne der Einbildung und der Eitelkeit geschworen.

Sie hat die blendenden Grundsätze derselben gesammelt, und aus denselben ein schwaches aber prächtiges Gebäude aufgeführet. Dasselbe ruhet

auf zween Pfeilern, deren einer von Luft, und der andre von Tone ist. Jener heisset Ehrgeiz, und dieser Eigennutzen. Ein einziger Hauch der Wahrheit würde den einen zerstieben, und der andre würde zusammen fallen, wenn sie ihn nur mit ihrem göttlichen Speere berührete. Sie stehen in einem wässerichten und niemals festen Boden, welcher der Wollust zugehöret, und sehr gefährlich zu betreten ist. Wenn man einmal das Unglück gehabt hat, auf denselben zu gerathen, so ist es beynahe unmöglich, seine Füsse wieder daraus zu ziehen; insonderheit um zurück zu kehren, indem er abwerts gehet, und man allezeit leichter hinunter fällt.

Vorzeiten waren hier nur Könige, Helden, Staatsminister, Junkern, Kaufleute und Priester. Der bescheidne Weise förchtete sich, sich diesem Tempel zu nahen, und diejenigen, welche ihn innen hatten, hüteten sich auch wohl, ihn dazu zu lassen. Er war demselben zu furchtbar,

weil er allezeit mit Tugend und Wahrheit bewaffnet war. Plato, welchen Dionysius in diesen Tempel geführet hatte, hat gewiesen, wie furchtbar der Weise diesem seichten Gebäude ist; daher ward er auch geschwinde von Hofe weggeschaffet, und derjenige, welcher einen Tyrannen die Wahrheit lehren wollte, verdiente keine geringere Strafe als in die Sclaverey verkauft zu werden.

Die Sophisten waren gescheider. Sie wollten weder das Vergnügen, welches die Erkenntniß mit sich führet, noch die Freuden der Eitelkeit, und die Süssigkeiten der Wohllüste entbähren. Sie sonderten deßhalben, mit keiner geringen List, den Weisen von dem Gelehrten ab. Sie verliessen die einfältige Weisheit, und betrogen mit einer pralerischen Gelehrsamkeit anfänglich die einbildische athenienſische Jugend, und nachher den Stolz des mächtigen Roms, wie die

Eitelkeit der asiatischen und ägyptischen Höfe. An allen diesen Orten ward ihnen das Priesterthum in dem Tempel der Einbildung anvertrauet, welches sie mit einer grossen Würde und Geschicklichkeit führeten. Von ihnen stammen ab Philosophen, Priester, Cardinäle, Päbste, Bischöffe, und die meisten unsrer heutigen Doctoren und Professoren, die gleich ihnen den Gelehrten von dem Weisen sehr geschickt zu sondern wissen, und welche in die Wette sich um Priesterwürden in diesem Tempel der falschen Weisheit bemühen.

Sehr viele derjenigen, die auf den hohen und niedern Schulen, der Jugend die Weisheit beybringen sollen, thun der Einbildung, obgleich die am wenigsten schimmernden, dennoch die würklichsten Dienste. Diese besoldeten Vergifter der unschuldigen Herzen führen dieselben zuerst in die Vorhöfe dieses Tempels, und bereden

die

die Unerfahrenheit, sie führen sie in die Heiligthümer der Weisheit. Mit beredenden Lippen und süssen Worten flössen sie in die der Wahrheit wie der Lüge offnen Seelen eitle und betriegerische Begriffe von Grösse und Hoheit, von Vortheilen und Nutzen, von Vergnügen und Glückseligkeit ein, die denselben groß und wünschenswürdig vorkommen, weil man sie mit grossen und erhabnen Namen beehret.

Da höret man nichts als Reichthümer, Macht, Staatsstreiche, Handelschaft, und andere solche betäubende Wörter ertönen. Da wird alles gepriesen und als trefflich dargestellet, was den Menschen ihre Ketten werth machet. Pracht und Ueppigkeit werden nun in unsern Schulen eifriger vertheidigt, als ehemals Mässigkeit und Bescheidenheit. Da legt der Scheinweise die itzige Beschaffenheit der menschlichen Gesellschaft zum Grunde. Was Verderbniß

und

und Vorurtheile eingeführet haben, macht er zur Natur; und aus diesen trüben Quellen schöpfet er seine verderblichen Lehren, die er mit der Farbe der Tugend und der Weisheit anstreichet.

Lasset uns diese verführerische Lehre enthüllen. Stellen wir uns dieselbe in ihrer natürlichen Blösse dar. Ich bin gewiß, ein jeder, der nicht durch die verworffenste Niederträchtigkeit und durch eine völlige Lasterhaftigkeit alles Recht zu den Vorzügen der Menschheit verwirket hat, wird darüber erschrecken.

„Der Mensch ist gebohren, um glücklich zu „seyn; und worinn besteht das Glück? In „dem Vergnügen. Was kann er also bessers „thun, als alles, was ihm Vergnügen ma„chen kann, zu lieben, demselben nachzustel„len, und es für sich allein besitzen zu wollen. „Seinem Nächsten kann er wohl so viel davon „mittheilen, als es eben braucht, um ihn zu „bewegen, ein Werkzeug seiner Begierden zu

„wer-

„ werden. Mehr aber hat derselbe von ihm
„ nicht zu fodern.

„ Sammelt deßwegen Schätze so viel ihr
„ könnet. Schmiedet den Einfältigen und
„ Schwachen so viel Ketten als es möglich ist.
„ Bauet Schlösser und Festungen, um euch
„ wider diejenigen zu verbollwerken, denen eure
„ Tyrannie zuwider seyn könnte. Erfindet Ge-
„ setze, welche die Natur mißkennet, und be-
„ stätigt sie mit Straffen, vor denen sie sich
„ entsetzet. Diejenigen, welche glauben könn-
„ ten, daß ihr die Güter, welche die Natur
„ allen ihren Kindern dargeboten hat, unbrü-
„ derlich mit ihnen getheilet habet, verdienen
„ die härteste Pein, und wer frey seyn will,
„ hat das Leben verwirket.

„ Je weiter ihr die Macht Uebels zu thun
„ und gefürchtet zu werden ausdähnen könnet,
„ desto grösser seyd ihr. Je härter ihr die Völ-
„ ker drüken, und sie dabey ausser Stand sezen

„ könnet, ihr Joch abzuschütteln, desto feiner ist
„ eure Klugheit. Eurer Lüsternheit dürft ihr
„ keine Gränzen sezen, als wo eure Klugheit nicht
„ hinreichet ihre Absichten zu erhalten. Alles in
„ der Welt gehöret der Macht und der List.

„ Kehret euch nicht daran, wenn eure Freude
„ hundert andre in Betrübniß setzen sollte. Es
„ ist so der Lauf der Natur. Ein jeder hat nur
„ für sich selbst zu sorgen. Was uns nicht un-
„ mittelbar schadet, da ist es ein Vorurtheil zu
„ gedenken, daß es schlimm seyn könne. Keusch-
„ heit, Treue, Freundschaft, eheliche Liebe,
„ und was man sonsten für Tugenden preiset,
„ sind willkührliche Begriffe, denen die Alten
„ ein Ansehn beygeleget haben, das sie nur ih-
„ ren Vorurtheilen zu verdanken haben.

„ Doch müsset ihr es hierinnen nicht zu bunt
„ machen. Es giebt freylich Tugenden dieser
„ Art, allein sie sind alle der Nothwendigkeit
„ und den höchsten Tugenden untergeordnet.

„ Unsere

„ Unsere Leidenschaften, als die unter jener be„ griffen sind, und unser eigner Vortheil, als „ welcher diese ausmachet, geben ihnen vor. „ Wenn diese nicht im Wege stehen, so ist es „ unsere Pflicht tugendhaft zu seyn. Allein sonst „ ist keine Regel ohne Ausnahme.„

Ich frage einen jeden Vernünftigen, ob dieses nicht eine abscheuliche Lehre sey? Und doch wird man nicht läugnen können, daß man solche mehr oder minder verkappet in Schriften von Leuten findet, die sich ungescheut den Titel von Weisen beylegen; und daß dieselben auf hohen Schulen und Akademien der Jugend als Geheimnisse der Weisheit beygebracht werden.

Auf diese schönen Grundsätze hat man ein Völkerrecht, eine Staatskunst, und eine bürgerliche Rechtsgelehrtheit gebauet, dadurch nach und nach das ganze System der Menschheit untergraben, die Liebe völlig erstickt, und die edelsten und stärksten Bande der Gesellschaft aufgelöset werden.

Nicht der Natur, sondern der Afterweisheit und den schlimmen Einrichtungen der Staaten hat Hobbes sein abscheuliches Lehrgebäude zu verdanken. Die Natur hat den Menschen gut geschaffen. Seine Grundtriebe sind nichts als Liebe und Billigkeit, ohne welche er in dem Stande der Natur nicht bestehen kann. Aber die falschen Anwendungen, die wir gleichsam gezwungen werden davon zu machen, machet die meisten unter uns zu so abscheulichen, vielleicht noch zu abscheulichern Menschen, als uns Hobbes malet, und als sich uns die Lehrer der neuen Staatskunst vorstellen.

Diese haben das Uebel auf den höchsten Grad getrieben. Sie sind eben so sorgfältig, Tyrannen, Wütriche, Unterdrücker des Volkes, und schlimme Bürger zu pflanzen, als die ersten Menschen gewesen sind dieselben auszureuten. Der Mensch, dieses so erhabene, dieses so würdige Geschöpfe, dieses Bild der Gottheit, wird

von

von ihnen erniedrigt, entadelt, und unter die Thiere selbst hinunter gesetzet.

Ehmals entstunden Tyrannen aus unordentlichen und der Menschheit entgegen gesetzten Trieben, die sich einiger unglückseliger Herzen bemeistert hatten. Die Tyranney war wie ein Ungewitter, das auf das höchste einige Tage ein armes Land verheerete, und die Früchte eines Jahres zernichtete. Der Tyrann hörete auf zu seyn. Mit ihm verschwanden die Uebel, die er verursachet hatte. Ruhe, Frieden, Sicherheit und Ueberfluß erschienen alsobald wieder, und mit ihnen die Glückseligkeit und der Wolstand des ganzen Landes.

Allein unsere Politik ist weit abscheulicher. Sie hat die Tyranney in ein System gebracht, und durch tausend Mittel die Fortdauer derselben auf viele Jahrhunderte befestigt. Sie hat die geheiligten Herzen, auch der menschlichsten Regenten, eingenommen, und dieselben gleich-

sam beredet, daß sie aus Grundsätzen schlimm seyn müssen. Sie giebt ihnen dieses für das einzige Mittel, ihre Unterthanen glücklich und sicher zu regieren. Sie verführt sie zu glauben, daß es ihnen mehr Ehre mache, einer Herde Sclaven, als einer Gesellschaft von Menschen und Bürgern zu gebieten.

Sie besetzet deswegen die Höfe und die Raths-Sääle meistens mit solchen Leuten, die in den Ketten der Eitelkeit, des Eigennutzens und der Wohllust, sich frey und glücklich glauben. Sie verwirret alle Begriffe, und verwechselt alle Namen der Tugenden. Sie hat es so weit gebracht, daß sie die natürlichsten Empfindungen, die feinsten, die lebhaftesten, die zartesten Federn der Menschheit, durch welche das Daseyn des Menschen erst seinen Werth erhält, unnütz und unfühlbar machet. Sie hat neue Güter, neue Empfindungen, neue Wohllüste erschaffen, durch welche sie den Menschen für die wahre Glückseligkeit, welche sie ihnen raubet, einen

elenden

elenden Schatten darreichet, den sie mit einer mehr als magischen Kraft über unsere verdorbnen Herzen versehen hat.

Selbst das Gefühl der Freyheit, des ersten und des edelsten Gutes nach der Tugend, und ohne welches die Tugend kaum bestehen kann, hat sie in den meisten Herzen ersticket; und an dessen Stelle Schattenbilder von Freyheit, verschieden nach den verschiedenen Verderbnissen der Menschen und der Staaten, aufgestellet, welche die Menschheit so sehr entehren, als sie den Menschen unglücklich machen.

Die Afterpolitick ist die ärgste Feindin unserer wahren Glückseligkeit. Dieselbe bestreiten, ist die Pflicht eines jeden, der die Ehre ein guter Bürger und ein rechtschaffner Eidsgenosse zu seyn, würdiglich behaupten will.

Der Trieb zur Vollkommenheit.

Der anbetungswürdige Urheber der Natur hat dem menschlichen Herzen einen feurigen und niemals ruhigen Trieb zu einer beständigen Vermehrung seiner Vollkommenheit und seines Wohlstandes eingepflanzet. Ich habe bereits angemerket, daß derselbe ein eben so gefährliches als edels Geschenk der Gottheit sey. Da sich auf denselben unsere erhabensten Vorrechte gründen, und da aus der schlimmen Anwendung davon unser grössestes Elend und Verderben fliesset, so verdienet er ohne Zweifel eine reife und ernsthafte Betrachtung. Der Bürger und der Staat, welche sich die wahre Vollkommenheit zu ihrem Zwecke vorsetzen, welche dieselbe kennen, und sich darnach bestreben, nähern sich der Glückseligkeit eben so sehr, als sich diejenigen davon entfernen, die von Wahn und Phantasie fehlgeleitet, den falschen und verführerischen Schat-

tenbil-

tenbildern nachjagen, womit dieselben die Einfalt und die Lüsternheit zu täuschen pflegen.

In den ersten Anfängen der menschlichen Gesellschaft konnte dieser edle Trieb selten gefährliche, und keine andere als sehr vortreffliche Folgen haben. Er spornte jeden Menschen an, alle Kräfte zu seiner eigenen Glückseligkeit und zu der Wohlfahrt seiner Mitbrüder wirksam zu machen; denn damals sahen sich die Menschen nicht anders an als wie Brüder, wie Kinder nur eines gütigen Vaters.

Der Mensch hatte in der Natur nur noch einen kleinen Theil desjenigen entdecket, was ihm ein wahres Wohl gewähren konnte; daher wagte es die Einbildung, die Feindinn seiner Ruhe, noch nicht, ihn mit Schattenbildern von falschen Gütern zu täuschen. Seinen Witz, seinen Verstand, seinen Scharfsinn, seine Vernunft, alle Kräfte seiner Seele und seines Leibes wandte er an, dasjenige zu ergründen, was

die milde Natur, um seinen Fleiß im Nachforschen zu üben, verborgen, und was der weise Schöpfer zur Belohnung der Tugend und der Emsigkeit ausgesetzet hatte.

Damals sah das menschliche Geschlecht alle Tage etwas neues, und seine Neubegiehrde und Bewunderung fanden täglich frische Nahrung an Erfindungen, die seine Glückseligkeit und sein Vergnügen vermehrten. Liebe, Ehre, und Hochachtung waren die Belohnungen der wolthätigen Erfinder; und diese waren in edeln Gemüthern so reizend und so mächtig, daß sie alle Gefahren und alle Mühen überwogen, die mit ihren Arbeiten verknüpfet waren. Die rühmlichen Beyspiele der Tugendhaften reizten die noch unverdorbene Jugend zu eben so löblichen Thaten an; und die Väter pflanzeten den Trieb durch preisliche Bemühungen andern nützlich und werth zu werden, auf ihnen gleiche Söhne fort.

Erstlich lebten die Menschen nur von den Früchten, die von sich selbsten auf dem Felde

wuchsen,

wuchsen, und kannten kein ander Getränke als die klare und erlabende Flut, welche durch ihre Auen und Wälder floß. Die Thiere des Feldes theilten diese Früchte und diesen Trank mit ihnen, und erkannten noch nicht die Herrschaft des Menschen, dazu doch die Vernunft ihm ein unstreitiges Recht gab.

Ein unternehmender Sterblicher, klüger als die andern, wagte es, und er war in seinem Versuche glücklich, denn er versuchte es zuerst nur mit den schwächesten und zahmesten Thieren. Er machte ohne Zweifel die ersten Versuche mit Schaafen, Ziegen, und Kühen. Die Milch und die Wolle derselben wurden ihm zu einer angenehmen Nahrung, und zu einer bequemen Kleidung. Nach und nach unterwarfen sich die menschliche Habsucht ganze Herden derselben; und damals lernete der Mensch zum ersten male herrschen, aber nur über Thiere; und er gebrauchte dieses erhabene Vorrecht über dieselben,

mit grösserer Gelindigkeit, als es hernach Menschen selbst über Menschen gebraucht haben.

Ein andrer hatte einen eben so glücklichen Einfall: Wenn schon die Hölen die ihm die Natur darbot, von den rohen Winden, vor dem Regen, und vor der hitzenden Sonne ihn genugsam beschützeten; so war doch eine solche Zuflucht allzusehr von Annehmlichkeit entblösset. Er konnte da weder die Schönheit der Natur in ihrer entzükenden Pracht betrachten, noch seine weidende Herde unter einer ungestöhrten Aufsicht besorgen. Er pflanzte deßhalben vier Stangen in die Erde, und machte aus Aesten von Bäumen, die er über einander legte, ein anmuthiges Dach darüber. Die andern erstauneten hierüber, und konnten den Witz dieses ersten Baumeisters nicht genug bewundern. Sie folgten ihm nach, und diese einfältigen Hütten wurden die Wohnungen von Menschen, von Hirten und von Patriarchen. Dieses waren die ersten Anfänge der Kunst, durch welche nachher

Schlösser

Schlösser und Palläste, die dem Himmel drohen, erbauet wurden; und von wem wurden dieses Wohnungen? Von Tyrannen, von Junkern, und von Krämern.

Einer der vor allen andern kühn, verwegen und anschlägig war, erfand den Gebrauch des Bogens, und lehrete die andern nicht nur, sich damit vor den wilden Thieren zu beschüzen, sondern sogar dieselben mit einem glücklichen Kriege zu verfolgen. Er war der erste Held, der erste Sieger. Vielleicht wäre es besser, dieser wäre niemals gewesen; und die Menschen hätten niemals von ihm die Sitten und die Werkzeuge des Krieges gelernet. Es wäre vielleicht besser, sie wären der Wuth der wilden Thiere ausgesezet geblieben, als daß sie die Gegenstände ihrer eigenen geworden wären. Jene hätten ihnen niemals so viel Unheil zugefüget, als sie es nun einander selbst thun.

Ein andrer nicht minder kühn, und noch klüger als der erstere, lehrete die Thiere zu dem

Gebrauche des Menschen zahm werden. Er lehrete den Ochsen das Joch leiden, und das Pferd den Menschen tragen. Ein noch weiserer lernte der Natur ihr gröstes Geheimniß mit einem glücklichen Scharfsinn ab. Er bemerkte, wie sich alles durch Saamen fortpflanze; wie sie dieselben nach ihrer Reifung der Erde anvertraue, wie diese in ihrem getreuen Schoosse solche verwahre, ernähre und zu seiner Zeit vervielfältigt wieder hervorgebe. Er verfolgte diese herrlichen Beobachtungen durch gleich vortreffliche Versuche. Er wählte die Saamen der schmackhaftesten und lieblichsten Früchte. Er bereitete die Erde, um dieselbe besser aufzunehmen und zu entwickeln; und erfand also die edelste und unschuldigste aller Künste, die Mutter und die Nährerin aller andern, den verehrungswürdigen Feldbau. Dieser war wohl der gröste Gütthäter des menschlichen Geschlechtes; und wenn immer die Blindheit derer, welche Sterblichen Altäre aufgerichtet haben, zu entschuldigen wäre,

so

so wäre es der Irrthum derjenigen, welche diese vergöttert haben. Aber auch diese unendliche Gutthat mißbrauchte der Undank des Menschen, und verwandelte sie in eine unselige Quelle unendlicher Uebel.

Nun lernete der Mensch zum ersten die Erde lieben. Nun sagte er zum ersten male zu derselben **du bist mein**; und glaubte nach und nach sich berechtigt, seinen Mitbruder von dem Gebrauch eines so grossen Stückes derselben, als es ihm möglich wäre, je grösser je besser, auszuschliessen.

Andere waren auf tausend andere Arten zum Wohl der Menschen erfindsam; und da sich auch noch die Uebel hervorthaten, die der Wahn und die Einbildung, die Schöpfer der falschen Vollkommenheiten, verursacheten, so verstärkten sich Verstand und Tugend, um durch neue Erfindungen die Menschen darwider zu bewahren.

Als.

Alsdann entstunden weise Gesezgeber, dapfere Heerführer, tugendhafte Könige, verständige Räthe. Der menschliche Verstand stieg in den Künsten zu herrschen, und die Menschen zu beglückseligen, immer höher; und die Bequemlichkeit, die Reichthümer erreichten denjenigen Grad, der eben nöthig, und der menschlichen Natur angemessen war.

Allein die Einbildung ließ dem Menschen keine Ruhe; und da die Wünsche, die ihm die Natur abpresset, erfüllet waren, schuf sie neue Schattenbilder für sein unruhiges Herz, und hieß ihn dieselben verlangen. Sie brachte über dieses alle seine Begiehrden in die äusserste Unordnung; und gewöhnte die schlechtesten Seelen, zu glauben, daß sie nur auf ihr eigenes Wohl bedacht seyn dürften. Sie malte dem Menschen die Ehre, das Ansehn, die Würden der Könige, der Heerführer, der Gesetzgeber, der Räthe und Untervorsteher der Völker, als groß und als wünschenswürdig vor, obgleich die dazu

gehörigen Tugenden und erhabenen Eigenschaften davon getrennet wären; und erfand Rechte und Rechtsgründe darzu, welche die Natur mißkennet, und die denselben noch heut zu Tage zur Schande der Menschheit aufgebürdet werden.

Sie überschwemmte durch diese unseligen Aftergeburten, die sie dem menschlichen Geschlechte aufdrang, die Länder mit Junkern und kleinen Tyrannen, die Obrigkeiten, Richter und Beschützer der Unterthanen seyn sollten, und nichts thaten als dieselben drüken und aussaugen. Sie erfand in der Folge der Zeiten neue Vergnügen, und der Menschheit unbekannte Nothdürfte. Sie erhub Zierrathen in den Rang nothwendiger Güter, und Laster machte sie zu Zierden. Sie verkehrte die Ordnung in Verwirrung, und erschuf Wohllüste, vor denen die Natur einen Abscheu hatte. Sie stieß die Natur vom Throne, und sezte sich selbst darauf.

Sie erwarb diese Macht nicht auf einmal. Sie gewöhnte das menschliche Geschlecht nach und nach an ihre Herrschaft. Derjenige unselige Sterbliche, der zuerst mit einem mehr als stählernen Muthe sich in die Eingeweide der Erde gewaget hatte, Gold und Silber, die Werkzeuge und die Nahrung der Eitelkeit daraus hervorzuholen, hatte ihr den allergrössesten Dienst erwiesen. Es war ohne Zweifel ein elender Phönicier, der sich an dem Himmel versündigt, und den eine erzörnte Gottheit an die Küsten Spaniens geworfen hatte, eines Landes, das ruhig und glückselig war, weil es die unseligen Schäze nicht kannte, die es verschloß; glückseliger als nachher, da es dieselben, nachdem ein günstiges Schiksal sie ihm geraubet hatte, mit einem Heldenmuthe, welcher der Tugend würdig gewesen wäre, aus einer neuen Welt holte, und um reich zu werden, der Mörder der Unschuld ward.

Als

Als diese unglückschwangern Metalle die Gegenstände der Bewunderung und der Begiehrden des menschlichen Geschlechtes geworden waren' stößte die Einbildung, um sich ihres Reiches völlig zu versichern, einem ihrer Sclaven den unglückseligen Gedanken ein, dieselben über alles zu erheben, und ein neues Wesen daraus zu machen, das man allen andern entgegen setzen, und mit dem man alles andere überwegen könnte. Sie hieß ihn solche prägen, nennte dieses ihr neues Geschöpfe Geld, und machte dasselbe zu dem Maasse aller Tugend und aller Ehre; und zu einer Kette, mit welcher sie die Sterblichen an den Triumphwagen der Eitelkeit und der Verderbniß wie mit diamantenen Fesseln anschmiedete.

Im Anfange ließ sie die Menschen diese Knechtschaft nicht so sehr fühlen; sie war bescheiden, und damals merkte vielleicht unter allen Men-

schen keiner ihre Tücke als der weise Lykurgus. Nach und nach aber ward sie unverschämt, und schon dreymal hat sie ihr Reich durch dieses gefährliche Mittel auf den höchsten Gipfel gebracht. Einmal zu Athen, da sie die Stimmen dieses freyen Volkes von Kaufleuten und Bootsknechten, und die Beredsamkeit der Demagogen erkaufte; das andere mal zu Rom, wo die schändlichen Nachkömmlinge der Quiriten, die mit ihrer Voreltern Blut erworbene Freyheit und Herrschaft, den Cäsarn um Geld und Schauspiele verhandelten; und endlich in unsern Zeiten, wo der Britte die Freyheit, der Franzmann die Ehre, der Deutsche die Redlichkeit, der Helvetier die Treue, die Einfalt und die Unabhänglichkeit weit minder schätzen als Geld; in diesem Jahrhunderte, das man billig die Zeit der Handelschaft, wie das verflossene die Zeit der schönen Künste nennen kann.

Da nun die völlige Zernichtung der Tugend die betrübte Folge dieser falschen Vollkommenheit ist, und da die Natur und das wahre Wohl des Menschen die Tugend und die Mässigung unumgänglich fodern: So erhellet ganz deutlich, wie sehr sowol der Mensch und der Bürger für sich, und der Regent und der Gesezgeber für alle, den betriegerischen Eindrücken derselben sich widersezen, und dieselben aus ihrem Herzen und aus dem Staate zu verbannen trachten sollen. Ich werde in der Folge meiner Betrachtungen im Besondern eine grosse Menge von Beyspielen hievon anführen, und die Folgen davon in einem grössern Lichte zeigen. Indessen da dieses der Grund ist, auf welchem gleichsam mein ganzes politisches Gebäude beruhet, da dieser Punct für die ganze Menschlichkeit von einer ausnehmenden Wichtigkeit ist, so glaube ich, erfodert es meine Pflicht, die vornehmsten Kennzeichen anzumerken, durch welche man die wah-

re Vollkommenheit von der falschen unterscheiden kann, und nach denen man sich in der Beurtheilung derselben zu richten hat.

Unsere gröste Richtschnur soll hier immer die Natur seyn. Alles was in den sinnlichen Vergnügungen den Absichten derselben nicht gemäß ist, alles was davon abweicht, ist schon schlimm, insonderheit wann es die Kräfte derselben übersteiget. Die Mässigung ist allezeit das herrlichste Mittel, den Genuß des Vergnügens zu erhöhen und dauerhaft zu machen.

Auf dieselbe folget die Ordnung. Diese wird so wol in den Begierden als in den Empfindungen dadurch bestimmet, daß je vortrefflicher, je dauerhafter, je fruchtbarer in grossen und guten Folgen eine solche ist, man dieselbe den andern nach Maaßgebe dieser Vorzüge vorziehen soll. Diejenige, welche eine erhabnere hindert, ist schon darum schlimm.

Die äusserliche Ordnung ist nicht minder verehrungswürdig. Sie ist so wol für den vernünftigen Menschen, als auch für den Bürger und für den Gesezgeber unendlich beträchtlich. Alles was andere an dem Genusse derjenigen Rechte hindert, die ihnen die Natur und die Geseze in dem gleichen Masse wie uns zueignen, ist schlimm und verderblich; es kan keine wahre Vollkommenheit seyn; oder wir müssen es nicht so weit ausdähnen, wenn es eine seyn soll; sonst läuft es der allgemeinen Ordnung und der allgemeinen Gerechtigkeit zuwider, und ist daher ein wahres Uebel.

Es ist also unstreitig ein Gesetz der Natur, und kein weiser Gesetzgeber sollte es in seinem Staate aus der Acht lassen, daß ein jeder Mensch sich immer so viel einschränken müsse, als es das allgemeine und das besondere Wol der andern erfodert; und daß es nie

mand erlaubt sey, immer zuzunehmen, ausser an Tugend, an Weisheit, und an Frömmigkeit.

Der Staat aber wird alsdann am vollkommensten seyn, wenn die Gesetze und die Regenten dahin abzweken, daß sich in demselbigen die gröste mögliche Summe von Glückseligkeit, in dem richtigsten und gerechtesten Verhältniß ausgetheilet finde.

Die Triebfedern der bürgerlichen Gesellschaften.

Von den despotischen Staaten ist die Furcht, von den monarchischen die Ehre, und von den republicanischen die Tugend, die Triebfeder.

Einer der grösten Geister unsrer Zeit hat es gesagt, und es ist bey nahe niemand, der es ihm nicht nachgesprochen habe. Ich will diese grosse Lehre nicht anfechten. Ich halte sie, in so weit ich sie als eine politische Erfahrung ansehen soll, eben nicht für unrichtig. Sie ist es leider für das menschliche Geschlecht nur allzusehr.

Ob aber das Wesen der menschlichen Gesellschaft es nothwendig mit sich bringe, daß sie durch eine dieser Federn beweget und erhalten

werde,

werde? ob nicht die Natur durch einfachere und ihrer würdigere Treibräder die Glückseligkeit ihrer ersten Lieblinge befödern würde, wenn diese ihren einfältigen und mütterlichen Absichten folgen wollten? ist bey mir eine Frage, die ohne Ungereimtheit aufgeworfen werden kann.

Ich halte dafür, daß der weise und gütige Urheber aller Wesen die Menschen nicht so schlimm geschaffen habe, als wir sie uns vorstellen, und als wir dieselben dermal in dem zerrütteten Zustand finden, darinnen wir mit einander leben. Wir sind gebohren uns gemeinschaftlich glückselig zu machen, und der Trieb zu unserm eignen Wohlseyn ist mit dem zu unsers Nächsten seinem auf das genaueste verschwistert. Unser Herz, wenn es nicht verdorben ist, sagt es uns genug; und wenn wir ein wenig nachdenken wollen, so finden wir unzählbare Beweisthümer, daß unsere Glückseligkeit mit

unsers

unsers Nächsten seiner in dem engesten Verhältnisse stehet.

Die süssesten Empfindungen unserer Seele, die einfachesten, die ersten sind Liebe. Unfähig alles das Gute, das wir verlangen und nöthig haben, uns selbst zu verschaffen, sehen wir denjenigen, den die Natur uns zugesellet hat, mit uns an der Verbesserung unsers Zustandes zu arbeiten, als ein Gut an, und als ein sehr vortreffliches Gut, weil er mit Verstande und Willen, weil er aus Freyheit sich selbst zu einem Werkzeuge unsers Besten, zu einem Gute für uns machet.

Dieser Begriff, von dem die Natur, ohne daß einige Ueberlegung und Betrachtung dazu nöthig ist, ein geheimes, ein mächtiges, ein feuriges Gefühl in unser Herz geleget hat, ist die einfältigste und die natürlichste Feder aller unverdorbenen menschlichen Gesellschaften.

Die erste, die einfacheste derselben, diejenige woraus die andern alle zusammengesetzet sind und entstehen, ist diejenige, darinnen dieser Trieb am feurigsten und am heftigsten ist. Er scheint aus lauter Flammen zu bestehen. Diejenigen Gesellschaften die aus dieser entspringen, sind wieder nichts als lauter Liebe. Kinder und Eltern, Brüder, Schwestern, Verwandte, alle diese Verhältnisse schliessen nichts als Liebe in sich, und sind nichts als Beweggründe einander Gutes zu thun. Die Menschheit selbst, dieses allgemeine Verhältniß, das unter uns allen von der Natur durch die Gleichheit unserer Art und unsrer Bedürfnisse festgesezet ist, läßt sich ohne diesen edeln Trieb nicht gedenken, und ihr Adel wird durch nichts mehr erhöhet, als durch die Läuterung und Stärkung desselben.

Daher entspringet der hohe Werth, den man mit so vielem Recht der Freundschaft beylegt;

daher die Verabscheuung der Undankbarkeit, und der Haß gegen alle Gewaltthätigkeiten.

Die Dankbarkeit und die Liebe scheinen, in den ersten Anfängen der menschlichen Gesellschaft, einem Verhältnisse den Ursprung gegeben zu haben, das hernach zur Unmenschheit ausgeartet ist. Ein weiser und kluger Mann war im Stande die Arbeiten vieler auf eine Art einzurichten, die ihnen einen weit grössern Vortheil gewährete, als wenn sie für sich alleine gearbeitet hätten. Er hatte dabey keine andere Absicht als ihren Wolstand, und das reine und süsse Vergnügen Gutes zu thun. Sie fanden in seinen Absichten nichts anders, und der glükselige Erfolg derselben erwekte in ihnen nichts als Empfindungen der reinesten Liebe und der lebhaftesten Dankbarkeit. Was konnten sie daneben bessers thun, als ihr ganzes Schiksal dem Manne anvertrauen, den der Himmel mit

einem

einem Geiste der Weisheit versehn hatte, dasselbe zur Vollkommenheit zu bringen. Sie gaben sich ihm zu Knechten, und er ward ihr Herr, oder ihr Vater, denn damals bedeuteten beyde Namen beynahe eins und eben dasselbe.

So entstanden nach und nach mächtige, reiche und angesehene Männer unter den Menschen, durch Weisheit und Tugend. Die Grösse und die Verehrung welche sich diese erwarben, erwekten auch den Neid und die Nacheyferung des Unverstandes. Auch diesen reizte der Glanz und die Vorzüge welche die Tugendhaften umgaben; und da er durch Weisheit und Gutthätigkeit sich dieselben nicht verschaffen konnte, nahm er seine Zuflucht zu der Gewaltthätigkeit.

Auch diejenigen selbst, die durch ihre eigene oder durch ihrer Väter Weisheit reich und mächtig worden waren, und die durch derselben

Menschlichkeit und Gutthätigkeit sich die Liebe und die Unterwerfung anderer erworben hatten, wurden durch ihre Reichthümer schlimm, oder erbeten doch mit den Gütern und mit den Würden ihrer Ahnen, die Weisheit und die Tugenden derselben nicht.

Bald fieng die Liebe zu den Reichthümern an, die edelsten Triebe der Menschheit zu ersticken. Die Menschenliebe entfloh aus den Herzen, die ihre Heiligthümer seyn sollten; und Brüder selbst fiengen an ihre Brüder zu mißkennen, als der hassenswürdige Neid und die niederträchtige Habsucht sich ihrer Gemüther bemächtigten.

Hieraus entstunden Feindschaften, Kriege, Unterdrückungen, Zusammenschwörungen, grosse und mächtige Familien, Bündnisse, und endlich vielerley Arten von solchen bürgerlichen Gesellschaften, darinnen oft die natürlichen Empfindungen der Menschheit gänzlich unterdrüket,

alles

alles Recht auf die Herzen der Menschen verlohren zu haben schienen.

Ein abscheulicher Grundsatz, ein Grundsatz der ein ewiger Schandfleck des menschlichen Namens ist, ward so gar allgemein. Noch unsre Zeiten sollen sich für die vorhergehenden schämen, daß jemals ein Weltalter, die Liebe, die Gutthätigkeit und die Gerechtigkeit auf die Glieder eines Staates allein hat einschränken, und die Gewaltthätigkeit und den Raub an Fremden begangen, als etwas billiges hat ansehen können; und doch war dieses ein durchgehends angenommener Grundsatz des Völkerrechts, bey den meisten Nationen des Alterthums.

Bey solchen ausgearteten Menschen konnten freylich keine bessern Regierungsformen entstehen, als die, welche Furcht, eitle Ehre und eingebildete Tugend zu Triebfedern haben.

Unter einem heissen und schwülstigen Himmel in Erdgegenden die aus weit ausgedähnten und

aller Orten offnen Ebnen bestunden, unterwarfen sich weichliche, schmachtende, und an Gemüthe wie am Leibe schwache und träge Völker sehr leicht in grosser Anzahl der Beherrschung eines Einzigen, und überliessen sich beynahe ohne Widerstand allen Eroberern zum Raube. Zufrieden, wenn man ihnen in Ruhe so viel zum Genusse übrig ließ, als sie höchst nöthig hatten; mürrisch und heimtükisch böse, wenn man sie zu sehr drükte; aber zu furchtsam sich in Freyheit zu sezen. Daher entstund der Despotismus, eine abscheuliche Regierungsform, weil freylich der niederträchtigste aller Triebe, die Furcht, die Feder davon, und gleichsam das Gegengewicht der häßlichsten aller Empfindungen, des Hasses, ist.

In glückseligern Gegenden, wo die Gemüther der Menschen wie die Leiber derselben stark und würksam waren, konnte eine solche Unterwürfigkeit nicht statt finden. So war

auch das mit Bergen und Flüssen durchschnittene Land eine mächtige Hinderniß davon. Daher entstunden daselbst kleine Gesellschaften, welche um die geringsten Kleinigkeiten, mit einander die härtesten Kriege führten. Diese vertrauten ihren Beherrschern nur einen Theil der Gewalt über sich, und behielten sich selbst ziemlich wichtige Rechte vor.

Diese kleinen Staaten waren im Anfange auf Liebe und Gerechtigkeit gegründet. Sie hatten wenig Reichthümer, die ihre Bürger hätten bewegen können gegen einander unrecht zu seyn, und empfanden den Vortheil, den sie aus ihrer gemeinschaftlichen Verbindung und Freundschaft zogen, allzu wol, als daß nicht ein jeder dem allgemeinen Besten sein besonderes mit Vergnügen untergeordnet hätte. Das allgemeine Beste foderte auch keine Opfer, welche der Natur zuwider gewesen wären. Die Beherrscher dieser Staaten hatten keine Ursachen

zur Unterdrückung, da sie bey der Freyheit und dem Wohlseyn der Ihrigen alle Vortheile und Vergnügen genossen, die sie kannten, und welche der menschlichen Natur gemäß waren.

Erst mit der Vermehrung der Reichthümmer, schlichen sich Ehrgeiz, Eitelkeit, unordentliche Begierden, Neid, Habsucht, und alle Arten von schlimmen Leidenschaften ein, welche die Bürger gegen einander zur Ungerechtigkeit, und die Beherrscher gegen die Bürger zur Unterdrückung verleiteten. Jenen thaten diese Einhalt so viel sie konnten; und wenn es diese übertrieben, so erledigten sich die Bürger von ihnen, mit einer Wuth und einem Fanaticismus, die unbeschreiblich sind.

So lange das Andenken und der Haß der alten Knechtschaft währete, währete auch dieser Eifer, der unbegreifliche Thaten würkte, und dem mancher Bürger seinen eigenen Vortheil und die heiligsten Triebe der Natur aufopferte.

Diesen Eifer nennet man Tugend, und wenn eine Wuth diesen göttlichen Namen verdienen könnte, so wäre freylich die Tugend die Springfeder solcher freyer Staaten gewesen.

Unter einem rohen Himmel, in einem harten Lande, entstunden Völker von einer eben so rohen und harten Gemüthsart. Diese kannten keine andere Beschäftigung als die Waffen, und fanden in denselben das Recht zu allem gegründet. Sie überschwemmeten in unzählbaren Schaaren ein Land, wo wider die Natur der Despotismus eingeführet war, unterwarfen sich dasselbe, und führten darinnen eine Regierungsform ein, die bisdahin völlig unbekannt gewesen war. Der gemeine Bürger war eine Art von Sclave, der aber nicht anders als nach den Gesezen regiert ward, und hiemit eine gewisse Freyheit genoß.

Die Sieger allein, und die von den Besiegten welche sie eines besondern Vorzugs würdig-

ten, durften die Waffen führen, und hatten unter dem Fürsten zu den öffentlichen Geschäften zu reden. Ein jeder trachtete nach nichts so sehr, als sich in dem Kriege hervorzuthun, und darinnen sich mehr Achtung und einen höhern Grad der Würde zu erwerben. Diese Art von Staaten nennte man **Monarchien**; diejenigen, welche darinnen das Recht hatten die Waffen zu führen, den **Adel**; und den Trieb sich durch solche hervorzuthun, die **Ehre**. Man hat also mit Recht gesagt, daß die Feder der Monarchien die Ehre sey, wenn man den Begriff von Ehre auf ein Geschöpfe der Einbildung einschränken will, das ohne Tugend bestehen kan.

Indessen wie schwach sind nicht alle diese so gerühmten Federn der bürgerlichen Gesellschaften, eine wahre Glückseligkeit der Bürger zu würken?

Und wie könnten sie anders seyn, da sie so weit von der Natur abweichen, und nichts anders als theils Mißbräuche, theils Würkungen

der Phantasie sind. Ich glaube, die paradoxen Folgen die man daraus gezogen hat, und die natürlich daraus haben entstehen müssen, werden dieses mein Urtheil gänzlich rechtfertigen.

Ich werde mich also nicht betriegen, wenn ich behaupte, die Liebe sollte so wol die Feder der bürgerlichen, als der natürlichen Gesellschaften seyn, und das vornehmste Geheimniß der gesunden Staatskunst bestehe darinnen: „Alle „Hindernisse der Liebe wegzuräumen, und „mehr durch diesen Trieb als durch Gesetze „und Zwang die Bürger zur Beföderung ihrer „gegenseitigen Glückseligkeit zu bewegen.„ Glückselig der Gesetzgeber, welcher ein Volk findet, daß sich so natürlichen, so einfältigen und so gerechten Grundsätzen unterwerfen will.

Die Verderbniß.

Die Staaten sind, wie alle andere geschaffene Dinge, einer beständigen Abwechslung und folglich auch der Verschlimmerung unterworfen. Es ist keine Art derselben welche die Verderbniß durch ihre Natur ausschlösse. Der Despotismus scheinet zwar eine Regierung, die wol geändert, aber kaum verschlimmert werden kan. Dieses ist aber auf das höchste von dem eigentlichen Despotismus wahr.

Es giebt andere Regierungsformen, die mehr dem Despotismus als der Monarchie beykommen, und die gar nicht in diesem Falle sind. Solche Reiche werden zwar von einem einzigen beherrschet, haben weder Adel, noch eigentlichen Grundgesetze; da aber mehr die Liebe als die Furcht, mehr eine gewisse Biegsamkeit, als eben Niederträchtigkeit, die Trieb-

räder davon sind; so kan freylich eine solche Verfassung eben so wol schlimmer werden, als eine Monarchie, und als eine Republic; ja viel mehr, indem ihre eigentlichen Triebräder an sich weit besser sind als dieser ihre.

Das Chinesische Reich mag vorzeiten von dieser Art gewesen seyn:. der Hauptgrundsatz seiner Staatskunst war, den Staat als eine grosse Familie ansehen zu machen, deren allgemeiner Vater der Regent war; und welchem also jeder Bürger die Ehrerbietung und den Gehorsam eines Sohns, wie er ihm die Liebe und die Treue eines Vaters schuldig war.

Die monarchischen und republicanischen Verfassungen, die uns Europäer viel näher angehen, sind nicht weniger unzählichen Weisen von Ausartungen ausgesetzet. Ihre Triebfedern sind eben nicht die allerbesten; indessen werden sie nach und nach schlaff, und endlich unmächtig. Die Schuld hievon liegt theils an der fal-

schen

schen Politik der Regenten sowol als der Bürger; theils an dem natürlichen Schicksale aller menschlichen Dinge, denen die beständige Dauer sowol als die Vollkommenheit versaget ist. Wenn sie nicht zu Grunde gehen, so entstehen oft aus denselben Staaten, die dem Despotismus sehr nahe kommen. Ihre Triebfedern werden geändert, die Furcht, die Weichlichkeit, die Liebe zu den Reichthümern, der Stoltz und die Eitelkeit, nehmen die Stelle der Ehre und der Tugend ein; und entlehnen die Larven derselben, um bey dem verblendeten Volke zum mindesten noch durch einen Schein des Ehrwürdigen einiges Ansehen zu behaupten.

Den Monarchien, die nichts als Krieg und Unruhe athmen, wird, wenn Stoff zu äusserlichen Kriegen fehlet, die Ruhe zur Last. Der Adel der keine andere Beschäftigung seiner würdig achtet, als sich zu schlagen, und selbst wider seinen Fürsten, keinen andern Richter erkennet,

kennet als das Schwerdt, wütet theils durch schädliche Befehdungen wider sich selbst, theils durch verderbliche Factionen, wider den Staat; und erfüllet durch zerstörende Heldenthaten eine Neigung, die ihm gleichsam angebohren ist. Hieraus können nichts als abscheuliche Unordnungen entstehen. Alle Europäischen Reiche haben viele Jahrhunderte hindurch unter solchen geseufzet.

Selbst der unbeträchtliche Vorrath, den sich die Bürger in den Städten gesammelt hatten, ward der Gegenstand der Räubereyen des Adels.

In denjenigen Gegenden welche für die Handelschaft und für die Manufacturen wohl gelegen waren, trieb man indessen dieselben immer, und brachte sie endlich zu einer Vollkommenheit, daraus Reichthum und Bequemlichkeit erwuchsen. Der Grosse und der Edelmann fiengen an, die Vortheile hievon einzusehen, und nach und nach grössere Summen von ihren Unterthanen zu ziehen. Ihre Reichthümer ver-

mehr-

mehrten sich nach Maaßgabe des Wohlstandes ihrer Unterthanen. Es schlichen sich so nach und nach eine Art von Weichlichkeit und von Eitelkeit in ihre Herzen, und milderten ihre rohe Gemüthsart.

Nach und nach wurde der Fleiß und die Emsigkeit, durch diese der Ueberfluß, und durch diesen die Bequemlichkeit und die Annehmlichkeiten des Lebens grösser; die Bedürfnisse vermehrten sich, die Menschen wurden zähmer; sie fanden nun neben der Lust die Waffen zu führen auch andere Vergnügen, denen sie gar gern einen Theil ihrer Freyheit aufopferten. Die Könige, die Fürsten und ihre Minister, denen die rohe unbändige Gemüthsart des Adels, und der allzu kriegerische Geist desselben ohne dieses verhaßt genug war, sahen nicht ohne Freude die Mittel zunehmen, durch welche sie dieselben hemmen und bezähmen konnten.

Der Wolstand der meisten Unterthanen nahm hiebey augenscheinlich zu, und die Regenten fanden in dem Anwachse des Geldes neue Mittel ihre Phantasien zu stillen, und sich in ein weit beträchtlicheres Ansehn von Grösse zu setzen. Alles dieses war eine Zeitlang noch sehr roh, und auf einem sehr geringen Grade der Vollkommenheit. Man zog auch nicht alle Vortheile daraus, die man in der Folge der Zeiten daraus ziehen gelernet hat, und die Unordnungen in den Reichen höreten auch nicht so bald auf.

Doch wurden nach und nach die Edelleute der Unruhen überdrüssig, und da die Höfe in den Stand kamen, sie mit Gnadengeldern zu beruhigen, so ward alles noch weit mehr gemildert. Mit dem Anwachse der Reichthümer wuchsen Bequemlichkeit, und die Annehmlichkeiten des Lebens zu Weichlichkeit, Pracht, Ueppigkeit, Schwelgerey, und was zuvor Ueberfluß war, ward nun Wolstand und Nothdurft.

Die unerschöpfliche Phantasie machte einen Bund mit der Gewinnsucht, und sie brüteten zusammen eine solche Menge neuer Erfindungen aus, die unbeschreiblich ist. Alles was sie hervorbrachten, nannten sie Güter, und beredeten die Menschen, daß dieselben zur Glückseligkeit nöthig wären. Das Maaß von allen diesen Gütern war das Geld, auch eines ihrer Geschöpfe. Dieses erhoben sie zu dem höchsten Gute, und stürzten so wol die Liebe als so gar die Ehre von dem Throne.

Auf dieses mußte sich nothwendig die Natur der Reiche, der Staatskunst, und die ganze Verfassung der Gesellschaft ändern. Der grosse Grundsatz der Regierungskunst ward nun, „ die Quellen der Reichthümer zu vermehren; „ durch dieselben den Regenten eine unum„ schränkte Gewalt in die Hände zu spielen, und „ die Bürger, das ist den Adel, und das Volk, „ das ihm anhangen konnte, auf alle mögliche

Weise

„ Weise furchtsam, waich und unterwürfig zu
„ machen. „

Man ward durch die Reichthümer in den Stand gesetzet, grosse Kriegsheere von einheimischen und fremden Völkern auf den Beinen zu halten. Man konnte nun dem Adel und andern angesehnen Bürgern, in Aemtern und sonst zur Belohnung ihrer Unterwürfigkeit schöne Gnadengelder und Besoldungen ausmachen, ohne welche sie nun nicht mehr leben konnten. Man unterdrückte ihre Gemüther, und schwächete ihre Leiber durch alle Anläse zu Schwelgereyen, zu Ergözlichkeiten, und zu allen Unordnungen, die natürliche Folgen der Reichthümer und der allzugrossen Bequemlichkeiten sind. Man bediente sich in gewissen Ländern eines noch weit bequemern Mittels, die Herzen der Männer zu erniedrigen. Man machte sie beständig in Gesellschaft mit Weibspersonen leben, und gewöhnte sie dadurch, sich mit Kleinigkeiten wie mit wichtigen Sachen zu beschäftigen.

Also

Also wurden Habsucht, Wollust, und eitle Begierden mächtigere Triebräder der Handlungen der Bürger als die Ehre; und die Reichthümer erwarben sich mehr Recht zu der allgemeinen Bewunderung und Hochachtung als die Tapferkeit. Dieses änderte das System des Staates beynahe völlig, und aus einer militarischen und politischen Regierung ward eine kaufmännische. Ja es giebt Staaten, darinnen der König der vornehmste Kaufmann des Reiches ist; wo der Fürst seiner Unterthanen Schweiß an niederträchtige und gewinnsüchtige Blutsauger verhandelt; und deren Herrscher das Blut und die Tugend derselben ungerechten und raubbegierigen Eroberern zu Werkzeugen ihrer Ungerechtigkeit verkaufet.

In den meisten Reichen und Fürstenthümern entstund eine mildere Art von Despotismus. Die Furcht, welche Trägheit bey den Unterthanen, und Gewalt bey den Fürsten in Europäischen

schen Seelen kaum jemals hätten würken können, ward in ihnen erweket, da man sie in die Bedürfniß so vielerley Güter setzete, für die sie empfindlicher und gelehriger wurden, als ehmals für ihr Leben selbst. Da man ihnen den Mangel der Freyheit mit so vielen Scheingütern ersetzte, und da man ihnen Anlaß gab, sich auf so verschiedene Arten zu beschäftigen und zu zerstreuen, so empfanden sie den Verlust derselben nicht mehr.

Indessen, da ein völliger Despotismus in Europa vielleicht unmöglich ist, bleiben weislich die Gesetze, obwol meistens ihrer Kraft beraubet, in ihrem Wesen; und man hat das Vorurtheil der Ehre bey dem Adel so weislich fortzupflanzen und zu leiten gewußt, daß es nun keine andere Würkungen mehr haben kan, als die der eingeführten Regierungsart vortheilhaft sind.

Die freyen Staaten der neuern Zeiten haben ungefehr ein gleiches Schiksal gehabt. In

ihren ersten Anlagen waren theils noch viele Ueberbleibsel von Monarchischem, da sie aus Trümmern von Monarchien entstanden sind; theils waren sie allzuviel wie Municipalstädte, oder wie unterthänige Städte eingerichtet, welches denselben äusserst nachtheilig war. Ihre Freyheit, ihre Sitten, ihre Gesetze, und ihr ganzes republicanisches Wesen, waren so zu sagen Werke des Zufalls. Es ist also leicht zu schliessen, wie viel mangelbares in ihren Einrichtungen geblieben seyn muß.

Indessen hat doch die republicanische Tugend als eine natürliche Folge der Befreyung, auch in den meisten dieser Staaten ihr Recht auf eine ausnehmende Weise behauptet.

Die Eidgnößischen insonderheit haben durch dieselbe Proben von Tapferkeit und Muth abgelegt, die den gerühmtesten Thaten der Griechen nichts nachgeben. Sie haben dadurch die

Hochachtung von ganz Europa erworben und verdienet.

Die vereinigten Niederlande, Venedig und Florenz, haben bey vielen Anläßen denselben Ruhm erhalten.

Allein die Reichthümer schlichen sich theils durch die Handelschaft, theils durch die Beherrschung eroberter Länder, theils durch fremde Kriegsdienste, in diese Staaten, wie in die Monarchien, ein; und sie hatten natürlicher Weise dieselbigen Folgen, insonderheit da die Gefahren von aussen nicht mehr so groß waren.

Das verführerische Beyspiel der Monarchien vergiftete diese Republiken noch mehr. Die Bequemlichkeit und die Weichlichkeit haben ohne dieses grosse Reize, wenn sie sich nach und nach zu kosten geben. Allein unsere Republicaner fanden sie schon bey ihren Benachbarten auf einem gewissen Grad der Vollkommenheit. Die

Venetianer und Florentiner bey den Griechen, die Schweizer und die Holländer bey den Franzosen und bey den Italiänern. Sie fiengen hiemit eben so sehr an dieselben zu lieben, als diese, und damit erhielten die Reichthümer bey ihnen einen nicht weniger hohen Grad von Hochachtung.

Die listigen Könige sahen und beförderten diesen natürlichen Hang gar zu gerne, weil das Verderbniß der Republicaner allezeit ihren eigennützigen Absichten vortheilhaft ist.

Nach und nach vermehrte sich das Uebel: Pracht, Ueppigkeit, Schwelgerey, Eitelkeit und Wollust, nahmen in den Republiken auf eine ausserordentliche Art überhand; und mit denselben der allzeit zunehmende Durst nach Reichthümern, die täglich nothwendiger wurden. Der Begriff des allgemeinen Besten, der Eifer für die Freyheit, und hiemit die republicanische Tugend, wurden schwach, und verlohren gleich-

sam alle ihre Kräfte auf die Herzen der Bürger. Der Eigennutzen nahm alle Seelen ein, und mit ihm eine gewisse Niederträchtigkeit, die gleich ihm eine geschworne Feindin der Freyheit und der Tugend ist.

Der mächtige Bürger mußte theils den Staat an Fremde verkaufen, theils sich oder die Seinigen aus den Bedienungen desselben ernähren. Mit einem andern mächtigen Bürger mußte er die Vortheile, die daraus zu ziehen waren, wie einen Raub theilen, und die Niedern muste er aus der Ausbeute des Staates erkaufen, um seine Ungerechtigkeiten zu unterstützen. Diese wurden daher aus freyen Leuten zu Sclaven, aber zu solchen, die zugleich stoltz, unverschämt und niederträchtig waren.

Nach und nach gewöhnte man sie auch an das Joch, doch an einem Orte mehr als an dem andern. Also ward der übelverstandne Eigen-

gennutzen, wie in den Monarchien, selbst in den freyen Staaten die Feder der Regierung. Beyderley Staaten sind gleich verdorben; der Unterschied ist nur, daß eine verdorbne Monarchie erträglicher ist als eine verdorbne Republik; und daß jene sich mit viel grösserm Rechte mit der köstlichen Hoffnung der Verbesserung schmeicheln kan, als diese.

Das Elend.

Die politische Verderbniß ist niemals allein. Sie hat an der moralischen allezeit eine nothwendige Vorgängerin und Begleiterin, und das Elend ist eine eben so natürliche Folge davon. Ich glaube, ich kann als einen Satz der keines Beweises bedarf, annehmen: Je mehr die Liebe, welche das Wesentliche der Menschheit ausmachet, aus dem menschlichen Herzen verschwindet; und je mehr der Mensch sich von der Ordnung und von den Schranken entfernet, welche ihm die Natur vorschreibet, desto mehr wird derselbe sittlich schlimm und verdorben. Dieses ist aber natürlich mit denjenigen Uebeln verknüpfet, welche die Verderbniß der Staaten würket.

Die

Die Eigenliebe ist ohne dieses von einer ausnehmenden Zärtlichkeit und Lebhaftigkeit. Die Sorge für sich selbst ist von Natur bey einem jeden der Trieb, der immer den ersten Platz behauptet. Ausser in ausserordentlichen Gemüths-Bewegungen weichen ihr alle andern Empfindungen. So weit das Ich eines jeden sich erstrecket, will es allein herrschen, und keinen andern Herrn neben sich leiden. Es ist das schwereste Gesetze der Natur, welches uns befiehlt die Bottmäßigkeit desselben einzuschränken, und unsere eignen Vortheile der Glückseligkeit anderer unterzuordnen.

Allein die Uebel, von denen wir angemerket haben, daß sie die Ursachen des Verderbnisses der Staaten seyn, haben eben daher eine so grosse Macht, weil sie dieses unser Ich auf eine unbeschreibliche Art ausdähnen, unserer Einbildungskraft mit einem unumschränkten Ge-

biete von Gütern und Vergnügen schmeicheln, und uns für dieselben noch empfindlicher machen, als wir es für die natürlichen selbst sind. Diese Menge von neuen Empfindungen kann nicht anders als die alten verdrängen, und die Macht derselben verringern.

Da in diesem Zustande unser eigenes phantastisches Wohl so viel von uns fodert, und uns beständig mit uns selbst beschäftiget: wie wollten wir mehr uns um das Wohl anderer bekümmern können? Dieses wird uns im Gegentheil auf alle Weise hinderlich, indem es die Bottmäßigkeit unserer Einbildung und unserer Begierden einschränken muß; und da es, wenn es grösser ist als das unstrige, uns auf eine demüthigende Art, das was uns fehlet, vorrücket: wie sollten wir dasselbe nicht hassen, und anstatt Freude nicht Unlust daraus schö-

pfen?

pfen? Da die Mittel, durch die ein anderer sich dieselben zuwege bringt, uns so dienlich und beynahe nöthig wären: wie sollten wir nicht trachten, mit List oder mit Gewalt dieselben an uns zu bringen?

Wie können bey den Menschen also andere Empfindungen hieraus entstehen, als Lieblosigkeit, Haß, Neid, Mißgunst, Habsucht, Ungerechtigkeit, Gewaltthätigkeit, List und Betrug? Was soll also aus der Menschenliebe werden?

Aber nicht allein die allgemeine Menschenliebe leidet unter dieser Verderbniß. Nach und nach werden auch die besondern Triebe schwächer. Die Verwandten, selbst die Brüder, welche die Natur einander als angebohrne Gehülfen zugegeben hat, fangen an sich als Hindernisse ihres Wohlseyns anzusehen, und einander zu hassen. So gar Eltern und Kinder werden einander zur Last; und sie, die natürlicher Weise

nur ein Ich ausmachen sollten, haben einander widrige Vortheile.

Der Ehrgeitz hat eben dieselben Folgen wie die Habsucht, und er hat sie mit mehr Heftigkeit, weil er in stärkern und edlern Seelen seinen Sitz hat; und weil er sich meistens mit der Habsucht, als mit einer unentbährlichen Gehülfin seiner verderblichen Absichten, zu dem Unglück des menschlichen Geschlechts verbindet.

Durch diese zwo Leidenschaften werden die Herzen der Menschen völlig geändert; durch dieselben höret der Mensch auf ein Mensch zu seyn. Er wird wilder und roher als ein wildes Thier; und er allein wird ein Innbegriff aller abscheulichen Eigenschaften, welche jede Art der Thiere absonderlich bezeichnen und uns fürchterlich machen. Furcht, Mißtrauen und Bosheit werden dadurch immer grösser, und bau-

nen beynahe alle natürlichen angenehmen Empfindungen aus der Gesellschaft.

Dieser Verlust wird indessen der verderbten Einbildung auf einer andern Seite ersetzet. Man hat das Reich der Wollüste und der Ergözlichkeiten erweitert. Die unordentlichen Triebe haben nach und nach überhand genommen. Sie haben die Gesetze, die natürlichen Empfindungen und die glücklichen Vorurtheile, die ihnen widerstunden, überwunden. Sie haben an derselben Stelle unselige Vorurtheile eingeführet, die ihre Macht unterstützen. Die Unordnung selbst war Ordnung, und die Greuel einiger Länder sind zu einem solchen Grade gelanget, daß die Menschheit kaum mehr anders wünschen darf, als daß es bey den natürlichen Unordnungen bleibe.

Die Ergözlichkeiten und Lustbarkeiten steigen auch immer mehr. Sie weichen aus den Schran-

ken,

ken, welche ihnen die Natur vorschreibt, und unterhalten die Menschen in einer beständigen Zerstreuung, die sie abhält in sich selbst zu kehren, und zu gedenken daß sie Menschen sind. Durch dieses Gemische von widrigen Empfindungen, Begiehrden und Ausschweifungen, wird der Mensch in dem Menschen völlig vernichtet; und aus einem der edelsten Wesen zu dem unwürdigsten erniedriget.

Hieraus kan nichts anders als ein allgemeines und vielfaches Elend entstehen.

Das erste ist der Mangel der Tugend an sich, die erste und vornehmste Strafe und Unseligkeit des Lasterhaften. Denn die angenehmen Empfindungen, welche der weise und gütige Urheber der Natur, mit der Erfüllung der natürlichen Triebe, mit der Ordnung, und mit der Mässigung verknüpfet hat; die Ruhe des Gemüthes und die beständige Freudigkeit, die die-

selben

selben begleiten, sind, so einfältig und ungekünstelt sie sind, von einer Süssigkeit und von einer Stärke, denen alle die Vergnügen, die den verderbten Menschen so sehr reizen, lange nicht beykommen. Sie erstrecken ihre angenehmen Folgen auch jenseits des Grabes. Ihre Dauer ist unendlich, und immer in einem höhern Grade der Lebhaftigkeit und der Reinlichkeit.

Die Unordnung aber und das Laster führen nichts als vielerley Unruhen, Sorgen und Verdruß mit sich. In dem Geiste würken sie Dunkelheit, das Herz martern sie durch einander widersprechende Begiehrden, und den Leib bringen sie durch Unmässigkeit, durch Unenthaltsamkeit, und durch die Leiden des Gemüths, welche sie verursachen, in den elendesten Zustand und zu einem frühzeitigen Untergange.

Wie die Verderbniß der Sitten die Ruhe, die Sicherheit und das Heil der Staaten untergrabe, ist in der vorhergehenden Abhandlung weitläufig ausgeführet worden. Das Elend der Bürger aber, so wohl der schlimmsten als auch der minder schuldigen, verdienet absonderlich, und mit vieler Aufmerksamkeit, erwogen zu werden.

Durch die sich immer vermehrenden Bedürfnisse werden die Mittel dieselben sich zu verschaffen immer nothwendiger, und immer geschwächet, so daß sie neue Zusätze nöthig haben. Kein Stand ist, der nicht in die Nothwendigkeit gesetzet wird, grössern Aufwand zu machen, und dem andern die Mittel dazu abzudrängen. Keiner ist, den nicht Ausgaben, die seine Kräfte übersteigen, nöthigen, durch Ungerechtigkeit, List und Betrug, was ihm abgehet, zu ersetzen.

Die Gesellschaft wird dadurch in den elendesten Stand gebracht, den man sich vorstellen kann. Der Wucher verzehret vollends, was Ueppigkeit und Schwelgerey nicht geschwinde genug durchbringen. Die Bürger, die nicht mächtig, nicht ungerecht, oder nicht glücklich genug sind, sich in diesen Umständen aufrecht zu erhalten, gerathen in eine Armuth und in eine Bedürfniß, die ihnen desto unerträglicher werden, je verderbter sie gewesen sind, und die sie zu Entschlüssen und Lebensarten zwingen, welche die Gesellschaft selbst verzehren und vergiften, und die Verderbniß und das Elend darinnen mit einer ungeheuren Gewalt ausbreiten und vervielfaltigen.

Die Ehre der Unglücklichen selbst, so gar die Tugend und die Unschuld ihrer Weiber und ihrer Töchter, werden die lezten Zuflüchte ihres Elendes, und nachdem sie sich selbst durch ihre

Unbedachtsamkeit in die äusserste Noth gestürzet haben, werden sie noch zu den Vergiftern der Sitten, und ziehen andere mit sich in denselbigen Abgrund.

Diejenigen aber, die Ansehen, Macht und Verstand besizen sich aufrecht zu erhalten, thun es nicht anders als duch eine Vermehrung des öffentlichen Elendes. Die Könige, die Fürsten, die Richter selbst werden durch den Anwachs des Uebels dazu genöthigt. Die Staatskunst, diese der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts geheiligte Weisheit, wird zu der elenden Wissenschaft, den Unterthanen das ihrige unter gutem Vorwande abzupressen, erniedriget. Die Fürsten werden Kaufleute, und die Unterthanen unglükselige Opfer des Geizes von Pachtern und Einnehmern.

Mit den immer sich vermehrenden Unterdrückungen verschwinden Lust und Muth zu dem

Ackerbaue, und so gar das Vermögen dazu. Die Felder kommen aus den Händen emsiger Landleute in die Gewalt eigennützsiger und ungeschickter Besitzer, und tragen also lange nicht mehr so viel, als Fleiß und Freyheit daraus würden gezogen haben. Die Länder entvölkern sich, und das Elend erhält mit einem verheerenden Wachsthum des Lasters immer neue Kräfte.

Der Landmann suchet andere Zuflüchte, als den ihm bestimmten edeln und verehrungswürdigen Beruf. Er findet in der Ueppigkeit der Reichen eine, welche ihm Bequemlichkeit und gute Tage giebt. Allein sie macht ihn durch ein liederliches Leben nicht nur dem Staate unnütze, sondern zu einer würklichen Last und zu einem Schandflecken desselben. Nichts ist dem Staate nachtheiliger als die grosse Menge von Bedienten. Diese werden insgemein die schlimmsten und verdorbensten Menschen, und in ihrem Alter darben sie.

Andere Profeßionen, die Folgen und Werkzeuge des Prachts und der Verderbniß sind, haben das gleiche Schicksal; und diejenigen, welche sie ausüben, sind gemeiniglich im Alter, weil sie dem schlimmen Beyspiele derer, die sie haben verderben helfen, nachfolgen, dem äusserſten Elende ausgesetzet.

Also sehen wir durch die allgemeine Verderbniß auch ein allgemeines Elend; in den Städten beynahe durch eines jeden eigne Schuld, und auf dem Lande durch die Härtigkeit und durch die Ungerechtigkeit dererjenigen, denen die Glückseligkeit und das Heil des menschlichen Geschlechts anvertrauet ist. Und wie viel Elend ist verborgen?

Man siehet dieses, man weiß es, man ist davon überzeuget; und dennoch wird die Menschheit darüber nicht einmal rege. Kaum vermag die Religion mit allen ihren wichtigen Gründen die erkaltete Liebe ein wenig zu Linderung

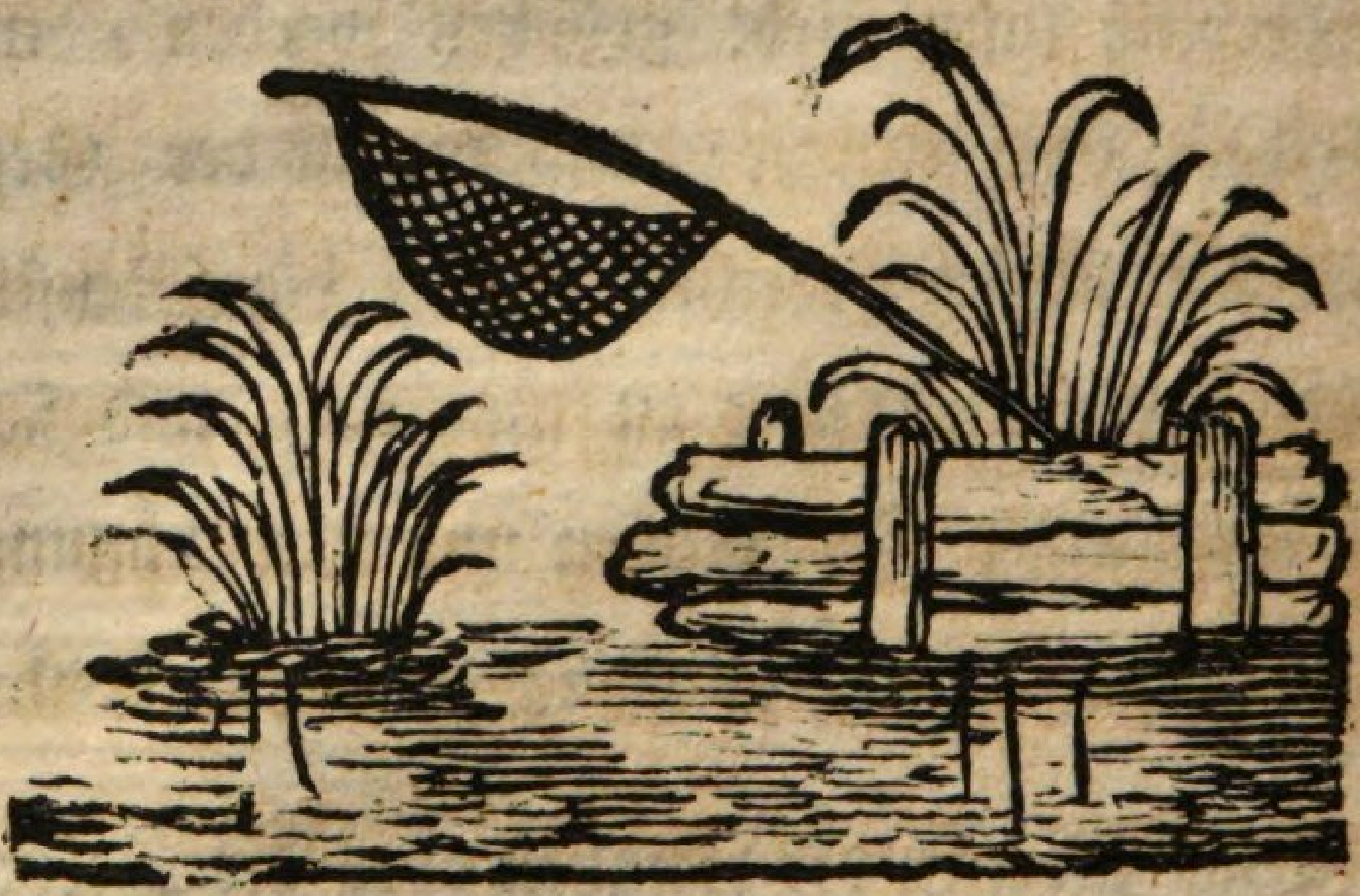
des Elendes anzufachen; und dieses insgemein erst alsdann, wenn durch das Alter alle andern Triebe in den Herzen ersterben, und wenn man sich in der Nothwendigkeit glaubet, seine Jugend-Sünden mit den guten Werken des Alters auszutilgen. Indessen hebet dieses alles das Uebel nicht aus dem Grunde. Es mildert dasselbe kaum.

Das politische und oeconomische Elend und Verderbniß kann nicht gehoben werden, man hebe denn das sittliche; und wo ist der Gesetzgeber der sich versprechen dürfe, die Menschen weise und tugendhaft zu machen, und sie zu den einfältigen Grundsätzen und Vergnügungen ihrer erhabnen Bestimmung zurückzuführen.

Was indessen die Feigheit oder die Verderbniß der Beherrscher in dem Staate nicht wagen dürfen, das soll ein jeder in seinem Herzen und in seinem Hause mit desto grösserer Zuversicht unternehmen; wie leichter es ist in dem Kleinen und in dem Einzelnen, dasjenige zu

Stande zu bringen, was im Grossen unmöglich scheinet.

Die Verderbniß hat bey einzeln Menschen angefangen. Es fange ein jeder die Verbesserung bey sich selbst an; wir werden bald die seligen Folgen davon unendlich ausgebreitet sehen.



Die Ungleichheit der Stände.

Die Natur hat einen jeden mit den gleichen Rechten versehen. Der erste Monarche der Welt empfängt vor dem lezten seiner Unterthanen von den gerechten Händen dieser allgemeinen Mutter keinen Freyheitsbrief. Sie unterwirft alle ihre Kinder den gleichen Gesetzen, da sie alle mit der gleichen Liebe umfasset.

Worauf gründet ihr also, Grosse, Reiche und Mächtige der Erde! die Vorrechte über eure Brüder, worauf ihr euch so viel zu Gute thut? Woher nehmet ihr das Recht, allein mit Ausschlusse aller andern in dem Ueberfluß und in der Bequemlichkeit zu sitzen, und euere Brüder ohne Menschlichkeit und ohne Empfindlichkeit darben zu sehen? Wer hat euch erlaubet das allgemeine Erbgut der Natur euch allein zuzu-

eignen, und eure Brüder zu euern Knechten zu machen? Die Natur selbst, wenn ihr noch für ihre Stimme, die in euch wohnet, empfindlich seyd, setzet euch zur Rede. Verantwortet euch.

Feige, entnatürte Menschen! ihr glaubet alle Pflichten der Liebe erfüllet zu haben, wenn ihr denen, welche unter euch sind, noch ein mühseliges und kummervolles Leben zugestehet, und dieses vielleicht aus der großmüthigen Gesinnung, weil ihr, wenn keine Arme und Geringe, nicht in der Hoheit und in dem Ueberfluß leben könntet. Greulicher Irrthum! der ein Schandfleck der Menschheit ist, und durch den ihr euch selbst erniedriget.

Die Natur erlaubet keinen andern Unterschied der Stände, als einen solchen, der einen jeden ihrer Söhne glücklicher machet: Dieses ist das einzige Vorrecht der Hoheit. Alle

Grossen sind klein, so lange sie dieses nicht für den grösten ihrer Vorzüge halten.

Die Natur, ob sie gleich die Rechte der Menschen durchgehends gleich gemachet hat, hat dennoch ihre Gaben nicht allen in dem gleichen Maasse mitgetheilet. Sie würde, wenn sie dieses gethan hätte, ihre Absicht die Menschen durch die Gesellschaft und durch gegenseitige Hülfe glücklich zu machen, nicht erreichet haben. Das menschliche Leben wäre allezeit in einer Unvollkommenheit geblieben, dabey wir vor den Thieren keinen oder einen sehr geringen Vortheil gehabt haben würden.

Daher hat die Natur den meisten Leibesstärcke zu dem Feldbau und zu den mechanischen Künsten gegeben. Einige aber ihrer besondern Lieblinge hat sie mit Verstande, mit edeln Empfindungen, mit Klugheit, und mit vielerley Arten von Geschiklichkeit begabet. Sie thut dieses nicht als eine partheyische Mutter, für

derselben eignes Wohl allein, und um sie vor ihren übrigen Kindern zu begünstigen. Sie erweiset sich in den Vorzügen die sie den einen gewähret, auch für die Wohlfahrt ihrer übrigen Kinder besorgt. Diejenigen, welche sie vorzüglich mit Weisheit und mit Geschicklichkeit begünstigt, sollen ihre andern Brüder anführen, die Güter, welche sie allen darbeut, zu verbessern; die Ordnung, ohne welche keine Gesellschaft bestehen kann, zu lieben und zu beobachten, und sich dadurch wider alle Anfälle des Uebels zu verwahren.

Dieses sind die einzigen Vorrechte, welche die Natur einem Menschen vor dem andern mittheilet. Durch diese haben sich die ersten, die unter den Menschen sich Ansehn und Gewalt erworben haben, vor den übrigen hervorgethan. Sie brauchten das Recht die Gutthäter des menschlichen Geschlechts zu seyn auf eine Art, die den weisen Absichten der Natur gemäß war.

Die-

Dieses erwarb ihnen die Liebe, die Dankbarkeit, die Bewunderung und die Hochachtung ihrer Brüder.

Hierinnen müssen wir den ersten Ursprung des Unterschiedes der Stände suchen. Nichts war natürlicher, als daß jeder sich bestrebete, seinen Gutthätern Proben seiner Dankbarkeit zu geben, und die Liebe, die Hochachtung die er gegen dieselben empfand, durch die lebhafteste Verehrung zu bezeugen. Auch auf diejenigen, die denselben zugehöreten, auf ihr Geschlechte, auf ihre Kinder, auf die sie sorgfältig waren ihre Tugenden fortzupflanzen, erstreckete das dankbare Volk eben dieselbe Liebe und Verehrung. Daher entsprangen die Rechte, welche alle Völker ihren Gesetzgebern, Weisen, Priestern, Königen, und den Familien derselben mitgetheilet; und die Zuversicht, womit sie denselben zulezt ihre Freyheit und ihre heiligsten Rechte anvertrauet haben. Glückselig, wenn diese nicht

ausgeartet, sondern mit den Rechten ihrer Ahnen auch allemal die Tugenden derselben ererbet hätten!

Nach und nach wuchs das Uebel mit dem Verderbniß an. Die lezten Züge von Menschenliebe und von väterlicher Huld, welche ehmals die Herzen der Regenten, des Adels und der angesehnen Bürger beseeleten, verschwanden. Die Härtigkeit und die Tyranney nahmen unter verschiedenen Gestalten die Oberhand; und das verdammliche Vorurtheil, als ob die Kleinen der Grossen halber gebohren wären, verdrängte aller Orten die Wahrheit, die das heiligste Vorrecht der Menschheit ausdrücket, daß kein Mensch durch des andern Leiden oder Nachtheil glücklich werden soll, oder vielmehr wahrhaftig glücklich werden könne.

Dieses ist die Quelle des allgemeinen Elendes. „Allein es ist ja nicht möglich demselben „abzuhelfen. Die Natur der Gesellschaft er-

„fodert

„ fodert es, und was wollen wir uns über ein „ Uebel beklagen, das eine nothwendige Folge „ derselben ist? „ Elende Ausflucht! Die Natur der Gesellschaft will nicht, daß ein einziger Mensch elend sey; ihre Absicht ist die Glückseligkeit eines jeden insbesondere, wie aller insgemein. GOtt und die Natur verbieten der Gesellschaft die Ungerechtigkeiten eben so sehr, als einem jeden besondern Gliede derselben.

So bald der Wohlstand dieser oder jener Bürger auf einen so hohen Grad kömmt, daß derselbe nicht ohne anderer seiner Mitbürger Elend bestehen kan; so ist er ein Uebel und eine Ungerechtigkeit. So bald ein Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft nicht zum mindesten eben so glücklich leben kann, als er in dem Stande der Natur leben würde, so ist die Verfassung schlimm, und ihm geschieht unrecht: Denn ein jeder hat von der Gesellschaft zum mindesten die Vortheile zu fodern, dazu ihn die Natur unwidersprechlich be-

rechtigt,

rechtigt, und derjenige Unterschied der Stände, der nicht nebst der grösten möglichen Glückseligkeit eines jeden die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern dienet, ist eine Ungerechtigkeit, die der Himmel nicht ungerochen lassen wird.

Bauern, Taglöhner, Fröhner, Junkern, Kaufleute, Gelehrte, Unterthanen, Sclaven, Regenten, Könige, Unweise und Weise! Ihr, die ihr eurer Schätze und eurer Herrschaften kein Ende sehet; und ihr, denen auf der Welt nichts mehr gehöret, als ihr darein gebracht habt, oder denen man vielleicht ihre Cörper selbst nicht eigen läßt; ihr, deren Einsicht und verwegne Scharfsichtigkeit die innersten und die entferntesten Heiligthümer der Natur aufgeschlossen hat; und ihr, deren eingeschränkter Verstand nicht zwo Ideen zu übersehen fähig ist: Ihr seyd alle zugleich Lieblinge des Himmels, ihr seyd alle zur Tugend, und einer euern Umständen gemässen, mit derselben verknüpften Glückseligkeit gebohren.

Folget nur der Stimme der Natur. Liebet einander, suchet euer Glück darinnen, daß ihr einander Gutes thut. Dieses ist der erste Trieb, den sie in eure Seele gesenket hat, und der schönste nach demjenigen, der euch zu ihrem unendlichen Urheber ziehet. Dieser würde in euern Seelen und in dem moralischen Ganzen eine Harmonie wirken, die eben so schön, eben so reizend, eben so sanft wäre, als die unveränderliche Harmonie der Sphären.

Wie unglückselig sind nicht nicht diejenigen, welche dieselben ersticken! Bedenket es, Grosse, daß durch sie allein eure Hoheit zu einer wahren Hoheit wird. Bedenket es, Geringe, daß durch sie auch eure Niedrigkeit und euer Elend sich für euch in Güter verwandeln.

Betrachtet alle, daß jenseits dieses stürmischen und veränderlichen Lebens ein stätes und unveränderliches ist, die Ungerechtigkeiten des itzigen zu verbessern, die Liebe und Tugend desselben zu belohnen, dessen Lieblosigkeit aber und Laster

abzu-

abzustrafen. Ihr werdet alsdann nicht mehr Fröhner, Bauern, Könige, Weise, Unweise; ihr werdet alle gleich glücklich und gleich unglücklich seyn, nachdem ihr hier Liebe oder Lieblosigkeit ausgeübet habet. Denket an die erschröckliche Wahl, ihr werdet daselbst, nachdem ihr es hier gewesen seyt, Freunde oder Feinde der Gottheit seyn; und zittert, ihr werdet es vielleicht ewig seyn.

Ich will also den Unterschied der Stände nicht aufheben. Ich sehe denselben, wenn er in seinen Schranken bleibet, als der Gesellschaft sehr nützlich und vortheilhaft, und auch als sehr gerecht an. Ich will aber dabey diesen Grundsatz der Gerechtigkeit festgesetzet haben: **Daß die Hauptsorge der Regierung dahin gehen soll, daß in dem Staate kein einziger Mensch elender sey, als er in dem Stande der Natur gewesen seyn würde; daß ein jeder Bürger von dem Staate die Güter**

fodern könne, die wir oben in der zweyten Abhandlung als der menschlichen Natur wesentlich angeführet haben; daß je mehr der Wolstand unter vielen Familien der Bürger in einer gewissen Gleichheit ausgetheilet werde, der Staat desto blühender und vollkommner sey; und daß der geringste Bürger zu der Glückseligkeit eben das Recht habe, wie der vornehmste.

Dieser Grundsatz ist von einer Wahrheit und von einer Richtigkeit, die nicht können zweifelhaft gemacht werden; obgleich er vielleicht, in allen seinen Folgen betrachtet, der angenommenen Politic und Rechtsgelehrtheit völlig widerspricht. Ich will ihn nicht ausführen. Ein jeder verständiger und billiger Leser wird dieses selbst thun können; und die Natur redet stark genug dafür.

Ich will dennoch einige Folgen davon anführen. Nichts ist härter, schärfer, und der Menschheit mehr zuwider als unsere Criminal-Gesetze. Indessen halten sie doch die billigsten und die aufgeklärtesten Geistlichen selbst für billig, und rechtfertigen sie mit der Nothwendigkeit, welche der Gesellschaft ein Recht dazu giebt. „ Man würde wider die Gesellschaft, „ wider die ehrlichen Leute grausam seyn, wenn „ man nicht die Schlimmen auf das härteste „ abstrafte. Je mehr sich das Uebel vermehret, „ desto mehr muß man die Strafen wider dasselbe „ verstärken. „ Daher findet man, wider alle Natur, die bey uns eingeführte Strafe des Diebstals der Gerechtigkeit gemäß.

Wenn wir aber über diese wichtige Materie sorgfältiger nachdenken; so werden wir die Schuld ganz an einem andern Orte finden, als wo wir uns überreden dieselbe gefunden zu haben, und wo wir sie mit unmenschlichen Peinen

nen bestrafen. Der Staat selbst ist sträflich. Wenn man durch eine weise Einrichtung, durch kluge Gesetze, durch eine gute Policey, durch sorgfältiges Wachen, die Ursachen, die Möglichkeit, und, ich darf beynahe sagen, die Nothwendigkeit des Uebels wegräumete; so würde man der unmenschlichen Gerechtigkeit, das Uebel mit so abscheulichen Qualen abzustrafen, überhoben seyn.

Unsere unglückseligen Zeiten, da ein Krieg, über den selbst die Härtigkeit des barbarischsten Weltalters erstaunen müßte, die schönsten Länder verheeret, und unzähliche Unglückliche machet, giebt uns hier Anlaß zu einer Betrachtung, die eine Folge der obigen ist.

Wenn dieser Krieg einmal geendet, wenn die Ordnung hergestellet, und der schmachtende Landmann mit der süssen Sicherheit vor der Wuth der Kriegsheere beglückseliget seyn wird: so wird die unglückselige Anzahl der Beurlaub-

ten, von Noth, von Hunger, und von Armuth gezwungen, demselben und der öffentlichen Ruhe, einen neuen, einen abscheulichen Krieg ankündigen. Dieser wird sich nicht eher endigen, bis Feuer, Rad, Galgen, Schwerdt, und alle ersinnlichen Marter, die zum Raub und Mord genöthigten Feinde, ausgerottet haben werden. Wer ist hier ungerechter? der Mörder, der, da ihn der Staat ehmals ohne Religion und ohne Sitten hat aufwachsen lassen, und der ihn nun verläßt, lieber mordet als Hungers stirbt; oder derjenige, der ihn in diese traurige Nothwendigkeit versetzet? Wie verdienet würden sich diejenigen Staatsminister um die Menschlichkeit und um das Wohl der ihrer Sorge anvertrauten Reiche machen, welche, anstatt die Beurlaubten ohne einiges Mittel ihr Brod zu gewinnen, grausamer Weise fortzuschicken, und ihrem schlimmen Schiksal zu überlassen, dieselben in die öden Provinzen, wo das schönste und reichste Land nach Händen seufzet, die es an-

bauen, vertheileten; ihnen allda Aufenthalt und Nahrung anwiesen; und sie aus Werkzeugen ihres Ehrgeizes und ihrer schlimmen Absichten zu Werkzeugen der allgemeinen Glückseligkeit, und aus Unmenschen zu Menschen macheten. Die Menschheit, die Religion befehlen ihnen dieses; und wenn es auch mit ihrem eignen und mit ihrer Könige Nachtheile geschehen müßte, so ist es ihre Schuldigkeit, den heiligen Stimmen derselben zu gehorchen.

Eine andere Betrachtung, die ich aus diesem Satze ziehe, ist diese: Es ist richtig, daß die meisten Menschen durch ihre unordentliche Aufführung ihr Unglück selbst machen, und sich in Elend und Armuth stürzen. Unsere Lieblosigkeit ist froh einen Grund zu finden, mit dem sie sich entschuldigen kann: Sie haben es verdienet, sie sind selbst daran Schuld. Aber wenn wir vernünftig seyn wollen, so werden

wir sehen, daß das allgemeine schlimme Exempel, eine schlimme Erziehung, falsche Vorurtheile und hundert andere Ursachen, daran diese Elenden nicht Schuld sind, sie in ihr Unglück gestürtzet haben; und würden wir nicht vielleicht selbst in ihre unglückseligen Umstände gefallen seyn, wenn nicht eher das Glück als unsere Weisheit und unsere Tugend uns davor bewahret hätten?

Wer ist also auch an diesem Elende, das daneben eine der Hauptursachen des unordentlichen Unterschiedes der Stände ist, Schuld als der Staat selbst, der nicht mit genugsamer Sorgfalt auf das allgemeine Beste wachet, und der dem einreissenden Uebel allzu schwach widerstehet? Die Unordnungen, die der Staat nicht so sorgfältig verhütet als es seine Pflicht ist, sind eben so sehr auf die Rechnung des Staates selbst, als auf der Bürger ihre zu schreiben.

Der

Der Vormünder ist eben so strafbar als sein Mündel, wenn dieser fehlet, weil jener nicht sorgfältig genug auf seine Aufführung wachet. Die meisten Bürger sind Unmündige, die in der Vormundschaft des Staates sind.

Man sage nicht, daß es unmöglich sey, eine so genaue Aufsicht auf die Bürger zu haben, oder eine so vollkommene Policey einzuführen. In Republiken würde es ohne Zweifel grosse Schwierigkeiten finden, weil der scheinbare Vortheil der Regenten darinnen bestehet, den Bürgern in gewissen Stücken Ausgelassenheit zu erlauben, damit sie in wesentlichen ihre Freyheit nicht gebrauchen; und weil ein verderbter Bürger allezeit eigennützigen Beherrschern besser ansteht als ein tugendhafter. In einem Staate aber, wo der Fürst eine unumschränkte Gewalt besitzet, wäre es viel leichter zu recht zu kommen.

Ich will noch eine Anmerkung über einen Punct machen, der bey uns sehr wesentlich ist. Alle unsere Republiken beherrschen ein gewisses Stück Landes, die einen ein grössers, die andern ein kleiners. Dieses ist eines von den Vorrechten die uns am meisten schmeicheln; und billig, wenn wir uns durch Weisheit und Gerechtigkeit würdig machen, andere zu beherrschen. Allein ich habe bemerket, daß die meisten unter uns einen Begriff von diesem Vorrechte haben, der völlig falsch, und eines Volkes, dessen schönste Eigenschaften die Liebe der Freyheit und der Gerechtigkeit seyn sollen, unwürdig ist.

Wir sehen unsere Unterthanen als eine andere Art von Menschen als an uns selbst. Sie, die uns ernähren, sie die uns so oft unsere Freyheit und unsere Sicherheit mit einem eben so grossen Muthe haben vertheidigen helfen, als wir es selbst gethan haben, sehen wir als eine Art

von Verworfnen an, die mit uns nicht an den gleichen Rechten Theil haben, und die beynahe zu nichts gemachet sind als uns zu bereichern, und uns die Nahrung unserer Ueppigkeit und unserer Verderbniß zu zollen. Läßt sich dieses Verfahren nur mit einem Schein eines guten Grundes rechtfertigen?

Es ist wahr, viele von ihnen sind aus dem Range der Leibeigenen. Allein ist diese Leibeigenschaft nicht der Natur zuwider? Viele sind Eroberungen, die wir über unsere Feinde gemacht haben? Aber bleiben sie darum beständig unsere Feinde? Wäre es nicht großmüthiger, wenn wir sie, die wir erkaufet und erfochten haben, als Theilhaber unsers Glückes, unserer Freyheit und unsers Wohlstandes ansähen?

Die meisten unter uns danken dem Himmel, dem Joche harter und tyrannischer Herren ent-

gangen zu seyn, die unsre Voreltern insonderheit dadurch empöreten, weil sie dieselben als von einer niederern Natur als die ihrige wäre, ansahen. Was sollen wir einen eben so grossen Unterschied zwischen uns, und denen, welche uns der Himmel zu beherrschen anvertrauet hat, machen? „ Sie sind unsere Unterthanen, wir „ ihre Beherrscher: Ihnen gehöret es zu gehor„ chen, uns zu befehlen. „ Ich gebe es zu.

Aber nur der Weisheit, der Tugend und der Gerechtigkeit gebühret es zu herrschen; und diese machen allemal ihre Regierung durch die Glükseligkeit und durch den Wolstand der Untergebnen glänzend und verehrungswürdig.

Die Freyheit.

Erster Abschnitt.

Freyheit, theurer, geheiligter Gedanke! schätzbarster Gegenstand der Liebe, der Verehrung, der edelsten und der grösten Seelen! Was bist du, und wo hast du deine glückseligen Wohnungen aufgeschlagen? Betriege ich mich, wenn ich glaube, ich würde dich finden, wenn ich ein Volk fände, bey welchem jeder Bürger ungehindert den Gesetzen der Tugend nachleben, die Früchte seines Fleisses und seiner Geschicklichkeit ungestöret geniessen, und vor allen Unfällen des Neides und des Eigennutzens gesichert wohnen könnte?

In einem solchen Stande würde ich mich frey glauben, ich möchte unter dem unumschränk-

testen Despoten leben, oder in einer völligen Demokratie der letzte aller Bürger seyn. Allein, wo ist der glückselige Staat, der sich eines solchen Zustandes rühmen könne? Und wo lebt der Mann, der nicht die Ungerechtigkeit, die Habsucht und die Lüsternheit seiner Richter und seiner Obern, so sehr als die Verfolgungen seiner Widersacher und seiner Feinde förchte?

An den Höfen der Fürsten finde ich nichts als Knechtschaft und Sclaverey. Jeder stehet in Forcht und Mißtrauen vor dem andern, und alle beben vor dem Fürsten, oder vor dem Minister, vor welchem vielleicht der Fürst selbst zittert. In den Ländern derselben sehe ich eine Menge von kleinen Tyrannen ausgestreuet, die unter tausenderley Namen den unglücklichen Bürger auf eben so viele Arten drängen; und die unter dem schönen Vorwande des allgemeinen Besten, Elend und Armuth allgemein machen.

Es sind Staaten, die sich durch den Titel freyer Staaten vor den andern unterscheiden. Aber worinnen bestehet diese so gerühmte Freyheit? Bey den meisten, in dem Rechte seine Meinungen und seinen Willen Mächtigern und Reichern zu verkaufen; oder ein Knecht zu seyn, dem man schmeichelt. Ist es dieses nicht, oder lohnen die Umstände eines Staates der Mühe nicht, die Leute zu erkaufen, so setzen sie die Freyheit in das Recht einander zu plagen, und erkennen keine andere Gesetze als diejenigen, die ihnen ihre rohen und bösartigen Neigungen eingeben. Kann ein Land von dem Himmel härter gestraft werden, als mit einer solchen Freyheit?

Pranget, ihr armseligen Republicaner, pranget mit dem leeren Tone des schönen Wortes Freyheit. Es ist keine mehr, so bald man ihrer nicht mehr würdig ist. So bald die Tugend einen Staat verläßt, so entfliehet auch die Gefährtin

fährtin derselben. So bald man das Geld hö-her achtet als die Tugend; so bald man mehreres für nothwendiger hält als die Natur von dem Menschen fodert: so bald wird er aus einem Herrn zu einem Sclaven erniedriget.

Diese Sclaverey ist desto gefährlicher, weil sie sich unter dem Scheine des Wohlstandes einschleichet, die Herzen völlig einnimmt, und der Freyheit den Weg in dieselben zurükzukehren bey nahe auf ewig verschleußt, und oft die völlige Unterwürfigkeit eines Staates zur Nothwendigkeit machet. Der hat kein Recht mehr auf die Freyheit, welcher dieselbe nicht anders als mißbrauchen kann.

Wir schmeicheln uns also mit einem falschen Wahne, wenn wir uns einbilden frey zu seyn. Wir sind Sclaven, und wir werden von einem desto härtern Joche gedrüket, je weniger wir empfinden daß es ein Joch ist.

Aber

Aber sollen nur unsere großmüthigen Voreltern den Muth, die Klugheit, und das Glück gehabt haben, die Tyranney und die Tyrannen zu verbannen, und die Fahne der Freyheit mitten in dem Sitze der Knechtschaft aufzustecken? Dürfen wir uns nicht mitten in dem Lande der Freyheit zu einem eben so glücklichen Erfolge Hoffnung machen? Und wie sollen wir es angreifen? Sollen wir, wie sie, uns zusammenverschwören? Sollen wir diejenigen, die uns beherrschen, mit offener Gewalt oder mit List angreifen; dieselben aus dem Land treiben, und uns selbst an ihren Platz an die Spitze des Staates stellen?

Allein was haben wir über dieselben zu klagen, als daß sie unserer Bösartigkeit zu viel nachgeben? Und die Fehler in die sie verfallen, würden wir sie nicht in einem höhern Grade, und in einer weit grössern Anzahl begehen, wenn wir an ihrer Stelle wären?

Wann

Wenn wir also die Freyheit, die wahre Freyheit wieder hergestellet sehen wollen, so müssen wir zuerst uns selbst von dem Joche unserer Vorurtheile, unserer eiteln Begierden, und der so mächtigen Herrschaft der Einbildungskraft frey machen. Wir müssen uns wieder in die Schranken begeben, welche uns die Natur, diese unsere gütige Mutter und Freundin, vorschreibet. Alsdann wird mit der Tugend die Freyheit wieder zu uns zurückkehren. Geiz, Hoffart, Wollust, und Elend werden entfliehen; Großmuth aber, bürgerliche Liebe, Ordnung und Ueberfluß die Stellen wider einnehmen, die ihnen mit so grossem Rechte gebühren.

* * *

Zweyter Abschnitt.

Ich weiß nicht, ob der Begriff von Freyheit, den ich in dem ersten Theile dieser Abhandlung

festgesetzet habe, jedem Leser so richtig scheinen wird, als ich glaube daß er es in der That ist. Man redet so viel von dieser wichtigen Sache, und man ist so wenig bemühet, sich einen deutlichen Begriff davon zu machen. Die Bosheit der Menschen, die Eitelkeit und die Unruhe derselben, und die mannigfaltigen Veränderungen, welche dieselbe in der menschlichen Gesellschaft verursachet haben, haben so gar in unsere einfältigsten Begriffe und Empfindungen eine grosse Verwirrung gebracht. Dieses hat den Begriff der Freyheit ausserordentlich verdunkelt.

Ich glaube, es wird keine unnütze Arbeit seyn, die Ursachen hievon zu untersuchen; und die wahre Natur einer Sache aufzuheitern, die billig uns allen sehr angelegen ist.

Die ersten Menschen lebten anfangs in sehr kleinen und einfachen Gesellschaften. Nach und nach, da die Ungerechten sich vermehrten, mußten

ten die andern auch ihre Gesellschaften verstärken, und viele sich unter ein Haupt begeben; welches einige nur auf eine kurze Zeit, andere aber für beständig gethan zu haben scheinen.

So lange diese Häupter oder Könige die ihnen anvertraute Gewalt nicht mißbraucheten; so lange sie, wie sie sollten, Väter und Beschützer des Volkes waren; so lange gehorchete ihnen auch das Volk mit Vergnügen, und dachte an keine andere Regierungsform als an die monarchische, welche die vollkommenste und einfacheste ist, und welche mit der väterlichen Gewalt am meisten Gleichförmigkeit hatte.

Allein als die Regenten schlimm zu werden, und das Volk zu drücken anfiengen; als sie ihr Ansehen zu der Erfüllung ihrer Leidenschaften, zu der Ungerechtigkeit, und zu dem Nachtheile der Bürger mißbraucheten: so wurden diese unwillig, und beraubeten dieselben der Macht, die sie ihnen nur zu ihrem Besten vertrauet hatten.

ten. Endlich da fast immer ein schlimmer Regent den Platz des andern nahm, so fielen sie auf die Regierungsformen, in welchen sie die Könige entbären konnten.

Die ältesten, die ehmals Räthe der Könige waren, übernahmen die Regierung allein, und glaubten sich frey, weil sie ohne einen Einzelherrn waren. Die Tapferkeit und der politische Fanaticismus, womit diese Veränderungen insgemein vorgenommen wurden, legten dieser Freyheit einen sonderbaren Werth in den Augen des Bürgers bey; der dadurch erhöhet ward, weil sie dem Staate oft lange Zeit den Genuß der edelsten Früchte der wahren bürgerlichen Freyheit, der Gerechtigkeit, des Friedens und des Ueberflusses gewährete.

Wenn diese Aeltesten, Optimaten, oder Patricier ihre Rechte zu mißbrauchen anfiengen, so spielte das Volk mit denselben eben die Tragödie, die es mit den Königen gespielet hatte,

und setzte sich in den Stand, da es sich selbst, oder durch selbstgewählte Repräsentanten aus seinem Mittel, regierte. Dieses war noch ein höherer Grad der bürgerlichen Freyheit; und dieser ward bey den meisten Völkern zu einer solchen Ungebundenheit, daß er ärger war als die härteste Tyranney.

In Athen, in dem so belobten Athen, verkaufte ein ausgelassenes, eigennütziges und verwöhntes Volk den Unterthanen das Recht, und sehr oft den Fremden seine Freyheit und seine Ehre. Seine ganze Politic beruhete darauf, die Vornehmen und Rechtschaffnen zu unterdrücken. Von ihm erhielte der weiseste von allen Menschen den Giftbecher, und der gerechteste die Verbannung, zu dem Lohne ihrer Tugenden.

In Rom hat ein unbändiges Volk, nachdem es sich von dem harten und wucherischen Adel befreyet hatte, erstlich alle die abscheulichsten Unordnungen verübet, und verüben helfen,

welche

welche sich nur denken lassen; und zulezt verkauft es sich selbst und seine Freyheit, mit der schändlichsten Feigheit, um Brod und Schauspiele.

Von diesen Völkern, und von andern die nicht besser waren, haben wir unsere unbestimmten und falschen Begriffe von Freyheit geerbet; wie sollten dieselben also besser seyn?

Und wenn wir einen jeden unsrer lieben Eidsgenossen befragen sollten, was er für Freyheit hielte: so würden wir gewiß von den meisten die Antwort erhalten, „ sie halten sich für „ desto freyer, je mehr sie thun können, was „ ihnen gefalle, es möge nun recht seyn oder „ nicht. „ Die welche in Aemtern sind würden sagen, „ sie wären desto freyer, je weniger „ die Bürger sie hindern können, sich ihre „ Aemter zu Nutze zu machen, das ist, aus „ dem theuren Schweisse der Bürger und der „ Unterthanen ihre eiteln Lüste zu erfüllen. „

Die gemeinen Bürger würden behaupten, „je „ungestrafter sie ihre Bosheiten ausüben kön„nen, je minder der Magistrat ihnen darinnen „Einhalt thun könne, je weniger sie demselben „Ehrerbietung erweisen dürften; desto grösser „sey ihre Freyheit.„

Allein, obgleich ich den Werth des Rechtes sich selber zu beherrschen, so sehr empfinde als irgend einer meiner Mitbürger; obgleich ich gar nicht tadle, daß man dieses Recht Freyheit nenne: so glaube ich dennoch, daß man sich betrieget, wenn man die wahre Freyheit allein darinnen suchet; und ich glaube, ich habe oben die Quelle dieses Irrthums zulänglich entdecket.

Ich sage noch mehr: Ich halte dafür, daß man unter einem Könige frey, und in einer Republic ein Sklave seyn kann; daß man nothwendig einer seyn muß, wenn man sich nicht von dem Joche des Eigennutzens,

des Ehrgeizes, der Wollust, und seiner andern Leidenschaften, mit eben dem Muthe befreyet, den man wider den härtesten Tyrannen gebrauchen würde; und daß die politische Freyheit ohne die sittliche nicht möglich ist.

Der Ehrgeiz.

Die Ehrbegierde ist eine Neigung der edelsten und der vortrefflichsten Seelen. Sie hat auch in sich etwas grosses und erhabenes, dadurch sie derselben würdig ist.

In ihrem ersten und reinesten Ursprunge bestehet sie aus denjenigen Trieben, die die Menschheit am meisten adeln, aus der Liebe und aus dem Triebe zur Vollkommenheit. Kein Vergnügen ist so fein, so rein, und der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur so würdig, als dasjenige das aus dem Gefühl fremder Glückseligkeit, davon man das Werkzeug ist, entspringet; und das man geneußt, indem man an anderer Wohlfahrt arbeitet.

Die Empfindung der Kräfte und des Vermögens, diesen so erhabenen Trieb mit mehr

Nachdrucke und in einem weitern Umfange auszuüben, hat für eine wolgeartete Seele einen nicht geringern Reiz; und was für eine angenehmere Beschäftigung sollte für sie gefunden werden, als die Verbesserung ihres Verstandes und ihres Herzens, damit sie mit mehr Einsicht und mit mehr Nachdrucke ihre erhabnen Pflichten ausüben könne? Was sollte ihr eine lebhaftere und grössere Freude verursachen, als die Rückkehr von Liebe und von Dankbarkeit von denen, welche sie beglückseliget; und als das Zeugniß, das der Wohlstand und die Zufriedenheit derselben durch eine allgemeine Verehrung ihrer Tugenden ablegen?

Hierinnen eigentlich bestehet die Ehre, die wahre Ehre, welche die natürliche Folge der Tugend, und nach der Tugend selbst, die süsseste Belohnung derselben ist.

Diese Ehrbegierde, und die Dankbarkeit derer, die durch andrer Tugenden glückselig wur-

den, waren die ersten Bande der bürgerlichen Gesellschaften, und insonderheit der freyen Staaten. Einem Fürsten, einem Senate, die ihre Grösse und ihr Wohl in nichts anders sezten, als in der Glückseligkeit und in der Liebe ihrer Bürger, durfte ein Volk sich selbst und seine wertheslten Vortheile unbedingt anvertrauen; und wie hätte ein Regent verführt werden sollen, dieselben zu mißbrauchen, da sie für ihn selbst keine Vortheile mehr waren, wenn sie aufhöreten es für andere zu seyn?

Wie kurz aber sind nicht diese schönen Zeiten gewesen! Kaum haben die Jahrbücher der Völker uns noch ein dunkles Angedenken davon aufbehalten; und beynahe in der Kindheit der Menschheit verschwand ein schöner Zustand, der, wenn er gedauert hätte, die Geschichtbücher zu Archiven der Tugend gemacht haben würde, da sie es nun von den Lastern sind.

Nach und nach wurden diese edeln Triebe, die mit der Ehrbegierde so enge vereinigt waren, davon abgesondert. Die ersten Stellen und das Ansehen, so das Volk seinen Gutthätern einräumete, zogen nach und nach andre Vortheile nach sich, welche die Gemüther mehr einnahmen als die, durch welche ihre Vorgänger dieselben verdienet hatten. Sie machten sich für diese unempfindlich, und erstikten dieselben nach und nach in den Herzen der Bürger und der Regenten, bey dem einen mehr, bey dem andern weniger. Die Verderbniß, welche nichts unangetastet läßt, zernichtete endlich bis auf dasjenige, was in dem schönsten aller Triebe edel und gut ist.

Alsdann fieng man an die Ehrenstellen mit ganz andern Augen anzusehen, und denselben durch ganz andere Mittel nachzuwerben. Sie wurden für die ausgearteten Menschen Mittel und Werkzeuge ihre unordentlichen Begierden zu erfüllen, den Mangel und den Abgang der

Reichthümer zu ersetzen, und unzähliche Ungerechtigkeiten auszuüben, und zu rechtfertigen.

Da sie nicht mehr als etwann zufälliger Weise die Belohnung der Tugend waren, wurden sie der Raub des Lasters und der Unverschämtheit; und meistens ward die scheue und bescheidene Tugend abgeschrecket, sich darum zu bestreben. Diese Nachwerbung wurde mit zu vielen Niederträchtigkeiten verknüpfet, als daß sie sich dazu hätte erniedigen können. Der Tugendhafte ist selten so würksam, und niemals so biegsam als der Schlimme. Wie sollte er einem verderbten Volke schmeicheln können, da alle Schmeicheley ihm ärger als Gift zuwider ist? Da er kein Verderbniß ertragen kann, wie sollte er seine Mitbürger bestechen und verderben können, die er lieber tugendhaft und unverderblich machen wollte?

In den Königreichen und an den Höfen hatte diese Neigung das gleiche Schiksal. Dieser

ser unselige Zustand gelanget alsdenn zu seinem höchsten Gipfel, wenn einmal die Verfassung sich dem Despotismus so weit nähert, daß es heißt, die tugendhaften Leute seyn für die Verfassung des Reichs, und für die Sicherheit des Königs gefährlich. Abscheulicher Irrthum, in dem Gehirne eines listigen und schlimmen Staatsministers entsprossen! Der wahre Tugendhafte, selbst in dem republicanischen Verstande, ist niemals für das Königreich, niemals für den König, wol aber für die eigennützigen Minister, und den Anhang derselben furchtbar. Das erste Gesetze, das ihm die Tugend vorschreibet, ist, daß derjenige ein schlimmer und hassenswürdiger Bürger ist, der mit Gewalt oder mit List etwas wider den Regenten, oder wider den Staat unternimmt.

Die Ehrgeizigen sind für die Völker und für die Könige, (denn das Heil des Königes ist mit des Volkes seinem auf das allerengeste ver-

knü-

knüpfet), weit gefährlicher. Sie sind beynahe die einzigen Feinde die der Staat zu fürchten hat. Das Ansehn und die Gewalt, die ein ihnen so wol von dem Volke als von dem Fürsten anvertrautes Gut sind, mißbrauchen sie wider dieselben; und machen, was sie zu der Beglückseligung und Sicherheit derselben in Händen haben, zu Werkzeugen des allgemeinen Elendes.

In dem Innern der Reiche entziehen sie dem Volke den Genuß ihrer sauern Mühen auf eine ungerechte Weise. Von aussen ziehen sie Krieg und Verheerung herbey. Die Thronen der Könige verwachen sie, damit nicht das allgemeine Elend vor dieselben gebracht werde. Sie bereden die Fürsten, alles was sie aus einem abscheulichen Eigennutzen und aus einer verdammlichen Ruhmsucht thun, habe nichts als das Wohl der Völker, und, welches sie noch als viel wichtiger und heiliger vorstellen, die Sicherheit und die Ehre des Throns zur Absicht.

Es würde eine allzuweitläufige Abhandlung erfodern, wenn wir alle schlimmen Folgen des Ehrgeizes ausführlich erzählen wollten. Dieses Laster ist mit allen Uebeln, so wohl der Republiken als der Monarchien, auf das engeste verknüpfet; es ist kein einziges, davon es nicht das Werkzeug werde, und davon es nicht den gleichen Dienst erhalte. Ohne ihn würden bald alle andern aufhören. Das Laster würde keinen Schutz mehr finden, und die Tugend und die Unschuld würden bald die Stelle die ihnen gehöret, wieder einnehmen.

Die Folgen des Ehrgeizes sind dennoch für keine Staaten so gefährlich als für die Republiken; und insonderheit für diejenigen, die noch das Glücke haben, einige Ueberbleibsel von Tugend und von Freyheit behalten zu haben. Die Unruhen und die Erschütterungen welche diese zu fürchten haben, sind ausnehmend beträchtlich; und überhaupt ist eine verdorbne Republic ihrem

Untergange immer näher als irgend ein anderer Staat.

Wie glückselig wären wir, wenn wir dieses in Erwegung zögen; wenn wir uns von der Pflicht guter Bürger, in Betrachtung der Bestrebung nach Ehrenstellen, deutliche und richtige Begriffe macheten, und wenn wir unsere Aufführung nach derselben einrichteten! Allein wie schwer wird es hergehn? und wer will es wagen die Menschen zu bereden, daß die Ehrenstellen nicht gemachet sind, den Bürgern den Unterhalt und die Nahrung ihrer Pracht und ihrer Ueppigkeit zu verschaffen, oder gar die Zuflucht wider die Folgen einer verschwenderischen Lebensart zu seyn? Daß die Aemter nicht sollten von einem jeden, der auch oft nicht einmal fähig ist, die Pflichten, die damit verknüpfet sind, einzusehen, erbettelt, sondern daß dieselben wie die Bischofthümer in der ersten Kirche,

den

den Würdigsten als Lasten aufgedrungen werden sollten; daß, um dieselben zu verdienen, es kein zureichender Rechtsgrund ist, mächtige und angesehne Verwandten zu haben; daß die einzige gerechte Art sich um dieselben zu bestreben, ist, sich derselben würdig zu machen; daß es die beste Art sey, sich dieselben zu Nutze zu machen, und den grösten Vortheil daraus zu ziehen, wenn man sie anwendet am meisten Gutes zu thun, und am meisten Glückselige zu machen; daß dieses ihren einzigen Werth ausmachet; daß wer einen andern Gebrauch davon zu machen fähig ist, den Namen eines Bürgers nicht verdienet, und daß die feinste Politic in einem solchen Gebrauche des Ansehens bestehet.

Derjenige wäre ein glückseliger Sterblicher, der es so weit brächte, die Denkungsart seiner Mitbürger auf diesen Grad zu verbessern und

zu erheben. Er wäre ohne Zweifel der gröste Gutthäter seines Vaterlandes. Ehrensäulen und ein ewiger Nachruhm wären für eine solche Gutthat eine nicht genugsame Belohnung. Allein wer die Menschen nur ein wenig kennet, weiß wie ausschweifend es wäre, etwas dergleichen von allen zu hoffen, das man nur selten bey einigen wenigen gesehen hat.

Indessen ist Rom durch solche Helden groß geworden; und ein einziger Mann von dieser Art kann das Schicksal eines ganzen Volkes bestimmen. So waren ein Fabricius, ein Curius, ein Regulus. So war ein Cincinnatus, den man von dem Pfluge zu der Dictatur berief, und der darum traurig ward, weil er fürchtete, wenn er den Sommer durch sein Feld nicht bauen könnte, so müßte er mit den Seinigen in dem Winter darben. So wenig zog in dem noch nicht in einem hohen Grad verdorbnen Rom, derjenige der das Vaterland rettete,

tete, aus einer Stelle, die ihm eine unumschränkte Gewalt über den ganzen Staat gab.

Auch wir nehmen unsere Dictatoren von ihrem Pfluge. Allein sie weinen nicht darüber. Sie haben allzuwol rechnen gelernet. Sie machen ihren Pflug nur desto besser gehen, und förchten nicht, daß sie und die Ihrigen darben sollten. Das Vaterland ist bey uns so undankbar nicht.

Wenn die Begriffe derer, die sich um Aemter bestreben, Verbesserung bedürfen; so haben es auch derjenigen ihre nöthig, denen der Staat das Recht dieselben zu vergeben anbefohlen hat. Allein wie wäre es möglich dieselben begreifen zu machen, daß dieses Recht ein ihnen anvertrautes Gut ist, damit sie nicht nach Belieben schalten und walten können, sondern das sie zum Besten des Staates an-

wenden sollen; daß wer ein Amt vergeben will, wissen soll, was für ein Grad von Geschicklichkeit und von guten Eigenschaften dazu erfodert wird; daß die Ehrlichkeit der Grundstein aller Würdigkeit zu Bedienungen ist; daß die Erwählung eine Handlung der Gerechtigkeit gegen den Staat ist, und eben so wenig ein Freundesstück dabey statt hat, als von einem Richterspruche: daß das Recht seine Stimme zu geben etwas zu heiliges, und mit zu erhabenen Ceremonien begleitet ist, als daß man ein Gewerbe daraus machen, und Rechnung und Gegenrechnung darüber führen solle?

Die

Die Bürger, oder die Demokratie.

Eine Republic kan nicht glücklich seyn, sie werde denn von den weisesten, von den besten, von den tugendhaftesten, und von den beliebtesten aus dem Volke regiert, und die Gewalt und das Ansehn sey zwischen den Regenten und dem Volke also getheilet, daß der Staat weder von dem Uebermuthe der Angesehenen, noch von der Ausgelassenheit der Niedrigen einige Ungerechtigkeit oder Unordnung zu befürchten habe.

Es entstehet hieraus eine politische Aufgabe, wie eine solche Absicht erhalten, und ein Staat zu diesem Endzweke am bequemsten eingerichtet werden könne. Ich will einen Versuch wagen, dieselbe auf eine solche Weise aufzulösen, daß ein jeder Bürger in dem Staate etwas zu be-

deuten, und dieser davon nicht nur nicht die geringste Verwirrung, sondern nichts als eine billiger massen gemäßigte Freyheit zu erwarten habe.

Ich will einen Staat von ohngefehr dreytausend Familien oder Hausvätern voraussetzen, der mir anvertrauet würde auf die hierzu bequemste Weise einzurichten.

Ich wollte diese meine dreytausend Hausväter in fünfzehn Nachbarschaften oder Quartiere eintheilen. Jedes derselben bestünde ungefehr aus zwey hundert Familien.

Zu einem allgemeinen höchsten Rathe sollte ein jeder dieser Theile des Staates acht der Besten, tugendhaftesten und beliebtesten seiner Glieder zu ernennen haben.

Diesem ansehnlichen Staatscörper wäre als dem Repräsentanten des Volkes die gesezgebende

Gewalt, die Bestimmung der öffentlichen Abgaben, und die Erwählung der Häupter und der angesehensten Vorsteher des gemeinen Wesens anvertrauet. Ihm sollten jährlich die Rechnungen über die öffentlichen Ausgaben vorgeleget, und von ihm sollten dieselben gutgeheissen, oder zu der fernern Untersuchung derselben Verordnete ernannt, und nach vernommenem Berichte derselben, dasjenige was das gemeine Beste erfordert, verordnet werden.

Die Erwählung dieser Repräsentanten des Volkes sollte auf folgende Weise vorgenommen werden:

Wenn das ganze Quartier versammelt wäre, so sollten alle Glieder desselben, welche über zwanzig Jahre alt *, und guten Leumdens sind,

* Der Herr von Justi, der hier keiner Partheylichkeit kan beschuldiget werden, behauptet auch in seinem vortrefflichen grossen

abgezählet; so viele deren vorhanden, so viele Kugeln in einen Sack, darunter 9. Zehntheile schwarze, der übrige Zehntheil aber weisse, gethan, diese Kugeln alsdann von denselben nach der Ordnung des Alters herausgelanget, von jedem derjenigen, die eine weisse Kugel herausgezogen hätten, nach der Ordnung wie die guten

Werke von der Policeywissenschaft, im zweyten Abschnitte des dreyzehnten Hauptstückes §. 400. daß die Wohlfahrt einer Stadt es erfodere, die Wahl der Räthe dem Volke oder den Bürgern zu überlassen. „ Meines „ Erachtens, sagt er, taugt es ganz und „ gar nichts, wenn der Magistrat selbst das „ Recht hat, die erledigten Stellen durch die „ Wahl der meisten Stimmen wider zu be„ setzen. Die Magistratspersonen sind Be„ dienten entweders des Landesherrn und „ des Staates, oder in freyen Städten des „ gemeinen Wesens. Es ist aber sehr unge„ reimt, wenn Bediente ihre Nebenbedienten „ einzusetzen, das Recht haben wollen. Ge„ meiniglich wird auch in solchen Wahlen „ auf nichts als Anverwandschaft, Parteyen, „ Bestechung, und auf nichts weniger als auf „ das Beste der Stadt gesehen; und die Er„ fahrung hat gezeiget, daß diejenigen Reichs-

ten Kugeln mit Zahlen bezeichnet gewesen wären, ein Mitglied des Quartiers zu einem Standesgliede in den Vorschlag gegeben, und alsdann erst über die auf diese Weise in den Vorschlag gegebenen von dem ganzen Quartier die Wahl vorgenommen, und von jedem Mitgliede desselben demjenigen, der ihm unter den Vorgeschlagnen durch seine Eigenschaften und Verdienste seiner Hochachtung und Liebe am würdigsten scheinet, die Stimme gegeben werden.

„ städte am übelsten regiert werden, wo der „ Magistrat selbst seine Mitglieder erwählet. „ Man darf nur Nürnberg wo der Magi„ strat wählet, und Hamburg wo die Bür„ gerschaft wählet, mit einander vergleichen.„ Eine andere Meinung des Herrn von Justi kan ich hier nicht ganz unangemerket vorbey lassen. Er hält dafür §. 405. daß in einer Universitätsstadt der Magistrat zur Helfte aus ordentlichen und ausserordentlichen Professoren bestehen sollte. Die Helfte wäre vielleicht in einer Republic zu viel; aber wäre es der vierte Theil, ich will nicht eben sagen von Professoren, aber doch von Gelehrten?

Derjenige alsdann, welcher die mehresten Stimmen hätte; sollte ohne weiters zu einem Mitgliede des hohen Rathes erwehlet seyn.

Alles dieses sollte ohne einen vorher abgelegten Eid, und ohne andere solche Einschränkungen und Bedingnisse geschehen, die insgemein nur zu Mißverständnissen Anlaß geben, und anstatt den Ehrgeiz zu bestreiten, desselben Werkzeuge werden.

Nur wenn die Verderbniß, die Bestechung und die Uebermacht der Gewaltigen in einem Staate allzusehr überhand genommen hätten; so wollte ich darinnen eine Art von Loos und zwar auf folgende Weise einführen: Es sollten nemlich alle Ernamseten mit einander loosen, bis alle, zween ausgenommenen, durch ein ganz blindes und unpartheyisches Loos ausgeschlossen wären. Aus diesen zweenen sollte alsdenn die

Mehr-

Mehrheit der Stimmen denjenigen bestimmen, welcher die Stelle um die es zu thun ist, bekleiden soll.

Auf diese Weise bestühnde der hohe Rath dieses Staates aus hundert und zwanzig Gliedern. Diesen wollte ich noch zwanzig andere beyfügen, die aus der ganzen Bürgerschaft von dem hohen Rathe erwehlet würden, und dieses folgender massen:

Es sollte ein jedes Quartier auf die Art, wie dasselbe seine Standesglieder erwählet, zween seiner Quartiersgenossen ausersehen, und solche dem hohen Rathe vorstellen. Aus diesen Dreyssig also vorgeschlagenen sollte alsdann der hohe Rath durch die Mehrheit der Stimmen denjenigen ernennen, den derselbe für den besten und würdigsten hielte.

Es läßt sich mit gutem Grunde hoffen, daß auf diese Weise gewiß zwanzig vortreffliche und

sehr beliebte Männer in die Regierung kommen würden, indem dieselben erstlich ihrem Quartier, und dann dem hohen Rathe auf eine ausnehmende und vorzügliche Art gefallen müßten.

Neben dem hohen Rathe soll billig ein anderer seyn, der, wie jener der gesetzgebende und in den wichtigsten Staatsangelegenheiten befehlende ist, also der ausführende und die Gesetze handhabende Regent wäre, auf die Beobachtung und Vollziehung derselben beständig wacheten, und alles dasjenige in den innerlichen und auswärtigen Angelegenheiten des Staates besorgete, was das Beste desselben erfordert.

Die Ernennung und Erwählung der Mitglieder desselben könnte folgender massen vorgenommen werden:

Es sollte jedes der fünfzehen Quartiere zween Rathsherren aus seinem Mittel in diesen innern

Rath

Rath zu geben haben, und diese auf die gleiche Weise, wie die Glieder des hohen Rathes ernennen. Es sollte auch ein Quartier nicht verbunden seyn, bey der Wahl eines Gliedes des innern Rathes nur diejenigen in Betrachtung zu ziehen, die bereits von dem hohen Rathe sind, sondern es sollte einem jeden frey stehen, auch einen andern zu nennen, und einem solchen seine Stimme zu geben.

Diese sollten auch die Häupter ihrer Quartiere seyn, und allein das Recht haben dieselben zu versammeln; doch sollten alle drey Monate auf einen bestimmten Tag solche Quartiers-Versammlungen gehalten, und dabey die Anliegenheiten des Quartiers behandelt werden.

Zu diesen dreyßig sollten noch sechs andere von freyer Wahl kommen, welche auf eben die

Weise

Weise vorgeschlagen und erwählet würden, wie die zwanzig Mitglieder des hohen Rathes von der freyen Wahl, und von denen sich das gemeine Wesen dieselbe Vortrefflichkeit aus dem gleichen Grunde zu versprechen hätte.

Obgleich nun dieser innere Rath nur der ausführende und die Gesetze handhabende Regent wäre, so sollte er doch zu dem Ende mit einer Gewalt und einem Ansehen versehen werden, die ihn vor allen Bürgern verehrungswürdig zu machen hinreichend wären. Es sollte anbey zwischen demselben und dem hohen Rathe das Gleichgewicht auf alle ersinnliche Weise beybehalten, und insonderheit gesorget werden, daß in dem hohen Rathe die Neuerungen nicht so leicht Eingang finden, und die Gesetze und Verfassung des Staates geändert und in Unordnung gebracht werden möchten.

Zu diesem Ende sollten erstlich alle Glieder des innern Rathes es auch zugleich von dem hohen Rathe seyn.

Zweytens sollte jedesmal, wenn etwas neues wie es jedem Bürger frey stehen soll, in dem hohen Rathe vorgeschlagen würde, solches vor der Entscheidung in dem innern Rathe überlegt; wenn dasselbe allda mit zween Drittel Stimmen verworfen würde, dieses dem hohen Rathe angezeigt, und allda über ein also verworfnes Anbringen nicht einmal gerathen werden.

Dem innern Rathe aber sollte bey solchen Berathschlagungen von dem hohen Rathe ein durch das Loos zu erwehlender Ausschuß von dreyßig Gliedern zugegeben, und bey der Ueberlegung und Entscheidung dieser Verordneten ihre Meinungen und Stimmen so gut geachtet und gezählet werden, als der innern Rathsglieder ihre.

Falls

Falls aber ein Vorschlag bey dieser vorläufigen Erwegung nicht zween Drittel Stimmen wider sich hätte, so sollte derselbe wieder vor dem hohen Rathe verhandelt, allervorderst aber ein Ausschuß demselben, mit Zuziehung dessen so ihn gethan hat, um denselben zu untersuchen, geordnet werden. Dieser Ausschuß sollte erstlich aus dem Collegio bestehen, welchem die Besorgung der Art Geschäfte, um die es zu thun ist, schon bereits oblieget; und dann noch aus einer nach Wichtigkeit der Sache zu bestimmenden Anzal Mitglieder des hohen und innern Rathes, welche durch das Loos erwählet werden sollten.

Derselbe sollte alsdann den Vorschlag auf das sorgfältigste erwegen, alle Gründe so entweder darfür oder darwider seyn möchten weislich überlegen, und wenn derselbe annemlich ist, die Art, wie solcher auf die für den Staat vorträglichste Weise ausgeführet werden könnte, berathen, und entweder seine einhellige Meinung,

oder

oder die verschiedenen Gedanken seiner Mitglieder dem hohen Rathe vorlegen.

Wenn dieses geschiehet, so sollte nicht jedem Mitgliede des hohen Rathes frey stehen, eine beliebige Meinung, um darüber alsobald entscheiden zu lassen, zu eröfnen; sondern es sollte entweder eine in dem Bedenken des Ausschusses enthaltene Meynung angenommen, oder dieselben alle, und hiemit der ganze Vorschlag verworfen; oder die Sache und die darüber eröfneten neuen Meinungen dem geordneten Ausschusse frischerdings zu berathen übergeben werden.

Auch sollte, wenn ein solcher Vorschlag eines Gesetzes oder einer gemeinnützigen Einrichtung von dem hohen Rathe oder dessen Verordneten behandelt wird, jedem Bürger frey stehen, seine darüber hegende Gedanken dem hohen Rathe, oder dessen Verordneten schriftlich, oder auch der ganzen Bürgerschaft durch den Druck, auf eine bescheidene, freymüthige,

und

einem Mitgliede eines freyen Staates anständige Weise mitzutheilen; wie denn die Vorschläge selbst gedruckt, und dem ganzen Volke, um seine Betrachtungen darüber zu machen, bekannt gemachet werden sollten, so bald der innere Rath und dessen Beygeordnete dieselben nicht durch die zween Drittel Stimmen verworfen hätten.

Es ist aber nicht genug, daß eine Republic wohlgeordnete Rathsversammlungen habe, und daß zwischen denselben Gewalt und Ansehen auf die der Vollkommenheit des Ganzen angemessenste Weise ausgetheilet seyn; es hat ein Staat auch weise und tugendhafte Häupter, und nicht weniger eben so vortreffliche andre Staatsbediente nöthig. Es werden zum Exempel zween oberste Vorsteher des Staates, die jährlich oder alle halben Jahre mit einander abwechseln, nebst geheimden Räthen, Verwaltern des gemeinen Guts, und andern solchen wichtigen Beamten erfodert.

Diese sollten billig von dem hohen Rathe erwählet werden, und zwar folgender massen: Wie der Vorschlag zu den Rathsstellen von der freyen Wahl von den Quartieren geschieht, sollten von jedem derselben drey ihrer Quartiersgenossen darunter ein Glied des hohen Rathes von der freyen Wahl, wenn in dem Quartier ein solches ist, und ein ander Glied desselben sich nothwendig befinden müßte, dem hohen Rathe vorgeschlagen werden, der alsdann durch das Mehr entscheiden würde, welcher von den Vorgeschlagenen die ledige Stelle bekleiden sollte.

Wenn es um die Erwählung zu den zwo höchsten Stellen zu thun ist, so sollten durch das Loos aus jedem Quartiere zehn Glieder desselben dem hohen Rathe beygeordnet, und jedem davon wie einem hohen Rathsgliede das Recht zur Wahl zu reden gegeben werden. Dadurch würde die Unordnung der Comitien oder

Landtage verhütet, dem verderblichen Nachwerben ziemlich vorgebogen, und einem freyen Volke die ihm bey der Auswahl seiner gemeinsamen Väter gebührende Zuversicht versichert werden.

Die Ernennung zu den minder wichtigen Collegien und Commissionen, die meistens aus Gliedern des hohen und des innern Rathes bestehen müßten, sollte ohne weiters von dem hohen Rathe geschehen; die ersten oder Präsidentenstellen bey jeder Commission ausgenommen; diese sollten eben wie die andern hohen und wichtigen Ehrenstellen und Bedienungen wohl durch den hohen Rath, aber aus den oben beschriebner massen von den Quartieren Vorgeschlagenen bestellet werden.

Alle diejenigen, die ohne vorher von dem hohen Rathe zu seyn zu wichtigen Bedienungen erwählet worden, sollten eben durch diese Wahl auch Glieder dieses Collegii werden, dem der höchste Gewalt anvertrauet ist; wie denn einige

derselben aus Erforderniß ihrer Bedienungen auch in den innern Rath gezogen werden müßten. Diese würden also zu der Classe der hohen und innern Rathsglieder von der freyen Wahl gehören, und als solche angesehen werden.

Die schlechtern und geringern Bedienungen sollten nur durch das blinde Loos denjenigen, die sich, daß sie solche annehmen wollen, erklären, zu Theil werden. Dieses sollte folgendermassen geschehen: Wenn eine solche Bedienung ledig würde, so sollte sich jedes Quartier versammeln, und vernehmen, wer von seinen Genossen dieselbe anzunehmen gesonnen sey. Ueber einen jeden derselben sollte alsdann eine Umfrage ergehen, die so durch das Mehr für untüchtig erklärt würden, von dem Bewerbungsrechte ausgeschlossen, von den übrigen durch das Loos derjenige, der mit 14. andern von den übrigen Quartieren zu loosen hätte, bestimmet, und alsdann unter diesen fünfzehn wer die ledi

ge Stelle erhalten soll, ebenfalls durch das Loos entschieden werden.

Wenn eine Stelle durch den Tod, oder durch die Beförderung dessen so dieselbe bekleidete, oder sonst ledig würde, so sollte dieselbe alsobald um allem unanständigen Nachwerben vorzukommen, des folgenden Tags vergeben, des Morgens die Vorschläge in den Quartieren gemacht, des Nachmittags, oder wo möglich auch noch des Morgens, die Erwählung in dem hohen Rathe vorgenommen, und der Neuerwählte alsobald in den Besiz seiner Stelle eingesezet werden.

Alle Bedienungen, Ehrenstellen und Aemter sollten zwar auf lebenslänglich gegeben werden. Es sollte aber jährlich auf einen zu bestimmenden Tag über alle Standesglieder und hohe Bedienten eine Censur ergehen.

Es sollte nemlich über alle hohen Bedienten und Standesglieder von der freyen Wahl in dem hohen Rathe eine Umfrage gehalten

wer-

werden. Wer von ihnen das Mehr zur Bestätigung erhielte, der sollte dadurch bestätigt seyn; wer hingegen dieses Mehr nicht erhalten würde, über den sollte hernach auch in allen Quartieren eine Umfrage gehalten, und er, wenn er in zehn derselben die Mehrheit der Stimmen wider sich hätte, seiner Ehrenstelle, doch ohne weitern Abbruch seines guten Leumdens und seiner bürgerlichen Rechte, verlustig seyn.

Diejenigen Standesglieder, welche allein von ihren Quartieren in den hohen oder in den innern Rath geordnet sind, sollten gehalten seyn, ihre Aemter auf die gleiche Weise aufzugeben, wenn sie drey Viertheile Stimmen ihres Quarters wider sich hätten.

Nur die vornehmsten und durch die Staats-Verrichtungen alleine ganz beschäftigten Standesglieder, nebst den geringern Bedienten, sollten eine Besoldung zu beziehen haben. Der

erstern ihre sollte anständig, und zu einem standesmäßigen Unterhalte zureichend, sie aber gehalten seyn, sich keines andern Gewerbes, Berufes, Handlung oder Handwerkes zu unterziehen, und falls sie vorher irgend einem solchen zugethan gewesen, dasselbe aufzugeben, und sich dem Staat allein zu widmen. *

Zwischen

* Ein jeder begreift leicht, daß je nachdem die Anzahl der Bürger in einem Staate groß oder klein ist, das Verhältniß der Regenten nach derselben eingerichtet werden sollte. In einer Republic von zweytausend Bürgern sollte z. E. ein jedes Quartier von hundert und funfzig Genossen zween innere und acht hohe Rathsglieder ernennen. Es sollten da nur funfzehn von der freyen Wahl in den hohen, und vier in den innern Rath gewählet werden, u. s. f. In einem Staate von fünftausend Bürgern sollte ein jedes Quartier von zweyhundert und funfzigen zween in den innern, und acht in den hohen Rath geben. Von der freyen Wahl aber sollten in jenem zehne, in diesem aber dreyßig gewählet werden. Je kleiner ein Staat ist, desto stärker muß das Verhältniß der Regenten gegen die Bürger seyn, und je zahlreicher er ist, desto schwächer wird dies Verhältniß erfodert.

Zwischen diesen zwey hohen Collegien wollte sich noch ein drittes errichten, dem die richterliche Gewalt in bürgerlichen, in Policey- und in Criminal-Sachen anvertrauet werden sollte. Jedes Quartier sollte vier seiner Glieder dazu, auf die Weise wie seine übrigen Beamten, benennen. Diese sollten sechs Jahre lang weder in den hohen noch in den innern Rath erwählet werden können. Sie sollten aber so wohl während ihren Dienstjahren als nachher den Rang nach den Gliedern des innern, und vor den Gliedern des hohen Rathes haben.

Setzen wir eine kleine Republic von vierhundert Bürgern, wenn wir hier nur von hunderten einen Regenten nehmen, so können diese vier die andern unterdrüken. In einem Staate von zehntausend Bürgern ist es an hundert innern Räthen viel zu viel. Eine Republic von dreyssigtausend Bürgern erfodert Verhältnißweise noch weniger Regenten; und kan ohne Verwirrung kaum bestehen, wenn sie nicht aristokratisch ist. In einer solchen also fänden die Patricier ihre Stelle.

In jedem Quartiere sollten diese vier Richter unter dem Vorsitze des Aeltesten unter ihnen, jeweilen die sich darinnen ereignenden Policey-Angelegenheiten, die Verpflegung der Armen, und die Einnahme der öffentlichen Abgaben besorgen, wie auch die kleinen Injurien und andere Rechtshändel ihrer Gemeindsgenossen schlichten.

Aus ihrem Mittel sollten sodann fünfzehn Glieder erwählet werden, welche ein ordentliches Gericht in wichtigen bürgerlichen. Policey und Criminalsachen ausmacheten.

Fünfzehn andere, die bereits zum mindsten zwey Jahre unter den obigen gedienet hätten, sollten ein Appellationsgericht ausmachen, vor welchem in den wichtigern Fällen die in den obigen Gerichten gefällten Urtheile nochmals untersuchet werden sollten, wenn eine Partey es verlangen würde.

Aus den übrigen dreyßig Mittelräthen sollten die Fiscäle, und die andern Policeybeamten genommen werden. Insbesondere sollte es einem jeden Bürger frey stehen, aus dem Mittel derselben in seinen Rechtssachen sich einen Vorsprechen zu erwählen, der ihm ohne Entgeld seine Sachen vor Gericht verfechten, und ihm mit gutem Rath an die Hand geben sollte.

Wenn zwischen dem hohen und dem innern Rathe einige Mißhelligkeiten entstühnden, wenn eines dieser Collegien das andere eines Eingriffes in seine Gerechtsamen, oder einer Verlezung der Grundgesätze des Staates beschuldigte; so sollten diese sechszig Mitteräthe versammelt, und die Sache von ihnen entschieden werden. So sollten auch sie die Richter seyn, wenn ein Mitglied des hohen oder des innern Rathes, wie es jedem Bürger frey stehen soll, von jemand angeklagt würde, wider die Grundgesätze des Staates sich verfehlet zu haben.

Es sollte die eigentliche Obliegenheit der zween ersten Fiscäle oder Tribunen seyn, auf die Handhabung dieser Gesetze zu wachen, und was man ihnen dieß Orts anbringet sorgfältig zu erwegen, und die Fehlbaren vor den Sechszigen in einer ordentlichen Anklage zur Verantwortung zu ziehen. Sie sollten deshalben, jedoch ohne eine Stimme zu haben, den grossen und innern Raths-Versammlungen beyzuwohnen; und alles dasjenige zu ahnden verbunden seyn, was wider die Grundgesätze vorgebracht wird.

Derjenige der sich weigerte unter diese Sechszziger erwählet zu werden, oder die ihm allda aufgetragenen Pflichten zu erfüllen, sollte niemals weder in den innern noch in den hohen Rath erwählet werden können.

Ich zweifle nicht, daß aus einer solchen Einrichtung eines Staates für denselben unendliche Vortheile fliessen sollten. Ich will nur einige der vornehmsten anführen.

Erstlich hätte auf diese Weise ein jeder Bürger in dem Staate, wie es die Billigkeit und die Gerechtigkeit erfordern, als ein freyer Mann etwas zu bedeuten. Ein jeder hätte das Recht zu den höchsten Ehrenstellen, wenn er derselben würdig erfunden würde, zu gelangen; und dazu zu verhelfen, daß die beliebtesten, weisesten und tugendhaftesten seiner Mitbürger zu seinen Vorgesetzten erwählet würden. Ein jeder Bürger, der sich durch kein Verbrechen eines solchen Vorrechtes unwürdig gemachet hätte, hätte dadurch einen weit grössern Theil der ihm gebührenden bürgerlichen Freyheit zu geniessen, und von seiner Vorsteher oder anderer Mitbürger Gewalt und Ungerechtigkeit viel weniger zu befürchten. Kurz, ein jeder Bürger wäre also wahrhaftig ein Bürger und ein freyer Mann.

Zweytens wäre durch eine solche Einrichtung den schlimmen Folgen der Demokratie und der Aristokratie vorgebogen, und weder die Unord-

nun-

nungen der Anarchie, noch die Unterdrückung der Oligarchie zu besorgen. Alle Ungleichheit der Bürger wäre aufgehoben, und keiner hätte vor dem andern einen andern Vorzug als den, worzu er selbst aus Liebe und aus Hochachtung gegen seine Tugenden demselben zu verhelfen das Recht hätte.

Drittens wären alle Standesglieder und Staatsbedienten wenn sie auch die höchsten Stellen erhalten hätten, durch die Erforderniß ihrer eignen Vortheile genöthigt, sich durch Sanftmuth, Gerechtigkeit, und alle einem löblichen Regenten anständigen Tugenden, der Liebe und der Gewogenheit des Volkes würdig zu machen. Es wäre also hier von ihrer Nachlässigkeit, oder von ihrem Uebermuthe, so vieles nicht zu befürchten, als bey andern Verfassungen.

Viertens hat die Eintheilung in Quartiere, neben dem, daß dadurch alle gewöhnlichen Unordnungen der Demokratien verhütet werden, noch

noch besondere Vortheile. Es urtheilen da von ihren Mitbürgern diejenigen, welche am meisten Kenntniß von der Gemüthsart, von der Aufführung und von den Sitten derselben haben; und dieses kann auch diese gute Würkung machen, daß sich jeder mehr befleissen wird, mit seinen Nachbarn auf eine anständige und solche Weise zu leben, durch die er sich die Liebe, die Freundschaft und die Hochachtung derselben zu erwerben gedenket. Dieses muß in die ganze sittliche Aufführung eines Menschen einen besondern Einfluß haben.

Auch würde hieraus eine besondere Vertraulichkeit und Liebe zwischen den Quartiersgenossen entstehen, und diese sollte durch vierteljährige Mahlzeiten unterhalten werden; da die Reichern die nicht so bemitelten gastfrey zu halten sich billig zur Ehre halten sollten.

Diese Eintheilung in Quartiere hat ferner den Vortheil, daß sie vortreflich bequem ist zu

den

den in einem Staate so nöthigen Policeyanstalten, in Betrachtung der Unterhaltung guter Ordnung, Verpflegung der Armuth, Versorgung und Vertrettung der Waysen, und anderer zu Beförderung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Anständigkeit so nöthigen Einrichtungen.

Ueber dieses ist sie von allen denen Gebrechen der übrigen Eintheilungen der Bürgerschaften befreyet, welche als Werke einer sehr unvollkommnen und eingeschränkten Einsicht in die wahre Politic, neben der Eifersucht, dem Mißtrauen und dem Mißverhältniß, so sie unter den Bürgern würken, sehr oft die Werkzeuge der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung gegen die Bessern und Würdigern werden.

In allem was ich bis dahin von der Einrichtung eines Staates gesagt habe, werden verhoffentlich auch diejenigen nichts platonisches finden, die so gar alles was gut ist in die Repub-

ste des Plato verweisen wollen. Denn was ich von Gerechtigkeit, von Weisheit, und von Tugend angebracht habe, davon reden sie ja auch; und ohne Ordnung können die Räuberbanden selbst nicht, vielweniger also die schlechtesten Republiken bestehen.

Ich wünschte dennoch einige in den Augen gewisser Leute platonische Anstalten in meiner Republic ausgeführet zu sehen. Ich würde unter anderm auf alle Weise für die öffentliche Erziehung der Jugend sorgen; ich würde die verderblichen Rechtshändel durch alle ersinnlichen Mittel daraus zu verbannen, und eine weder kostbare noch verdrießliche Art alle Streitigkeiten beyzulegen, einzuführen mich bestreben.

Es sollten zu dem Ende die Namen von Testamenten, Fideicommissen, besondern Eheverträgen, und was dergleichen mehr ist, darinnen nicht gehöret, und die Anzahl der Sachwalter nicht gar beträchtlich werden. Wider die Träg-

heit und wider den Bettel wollte ich solche Anstalten vorkehren, die ganz gelinde von den meistens üblichen unterschieden, und dennoch viel würksamer wären. So wollte ich auch die wider die öffentliche Ruhe und Sicherheit laufenden Verbrechen durch Maasregeln bestreiten, die in den Schriften unserer Criminalisten sich nicht befinden. Ich würde anbey die grosse Menge der Gesetze, die ein so untriegliches Kennzeichen der Krankheit unserer Staaten ist, auf das sorgfältigste vermeiden; und die wenigen, die zum gemeinen Besten nöthig sind, so einfältig und so deutlich machen als es immer möglich ist. Auch wollte ich auf eine eben so einfältige, und aller Begierde und Möglichkeit zu betriegen zuvorkommende Art, die zu Bestreitung der gemeinen Ausgaben erforderlichen Gelder einzusammeln bedacht seyn.

Wir sind immer fertig die guten Ordnungen und Gesetze zu preisen, die in unsern Republiken von unsern Vorfahren eingeführet worden sind.

Wir fügen aber unsern Lobsprüchen jedesmal die Klagen bey, daß dieselben nicht gehalten werden. Wir sollten hier schweigen. Entweder taugen unsere Gesetze nichts, oder wir sind in dem allerhöchsten Grade schlimm, wenn wir gute Ordnungen so leichtsinnig übertreten, und übertreten lassen. Es kömmt aber die Vortrefflichkeit der Gesetze nicht darauf an, daß man das Schlimme verbiete, und die Verbote mit Eiden und harten Drohungen verwahre. Dieses ist keine Kunst. Ein jeder kan das. Die Hauptsache bestehet darinnen, die Verfassung also einzurichten, daß wenig Gesetze nöthig, die Beobachtung und Handhabung derselben leicht gemacht, und der Anlaß und die Begierde zu Uebertreitungen verhütet werden.

Die Ausführung dieses Satzes würde mich allzuweit führen. Ich begnüge mich in diesem Stüke gezeiget zu haben, daß eine Art von De-

mokratie möglich sey, darinneu man keine Unordnung zu förchten hat; und die eben so erwünschlich ist, als die besteingerichtete monarchische; und vielleicht erwünschlicher, als auch die beste aristokratische Regierung.

Die Patricier, oder die Aristokratie.

Ich zweifle gar nicht, daß eine demokratische Regierungsform, wie ich dieselbe allererst beschrieben habe, auch in einem sehr grossen Staate ohne allzugrosse Unbequemlichkeit eingeführet werden könnte. Indessen wären doch dabey vielerley Verwirrungen und Unordnungen zu befürchten, welchen durch die Einführung des Patriciats vorgebogen werden kann.

Ich meine aber nicht einen Patriciat, wie solcher zu Rom nach der Vertreibung der Könige eingeführet war. Diesen verabscheue ich von ganzem Herzen. Der Wucher ist der Natur, und insonderheit der Verfassung eines Freystaates so zuwider, daß ich darinnen nichts häßli-

chers gedenken kan als eine Classe von Bürgern, die sich das Vorrecht anmasset, diese verächtliche Profeßion zu treiben, dadurch die freygebornen Bürger nach und nach in ihre Sclaverey zu bringen, und dabey allein Herr von dem ganzen Staate zu seyn; da nichts so sehr die Würde eines Regenten entehret, als ein niederträchtiges Gewerbe, und keines so niedrig ist als der Wucher. Solche Blutsauger verdienen nicht einmal den Namen von Bürgern, vielweniger den Rang der ersten, der angesehensten unter denselben; und das Recht, allein auf die hohen Ehrenstellen des Staats Anspruch zu machen.

Der Zufall und die Klugheit haben in unsern heutigen Republiken einer andern Art von Patriciern den Ursprung gegeben. Es hat sich eine Anzahl der Bürger mehr durch das Herkommen als durch das Recht von den übrigen abgesondert, allen Anspruch an die Ehrenstellen

durch

durch ihre und ihrer Voreltern Verdienste, sich und den Ihrigen gleichsam zugeeignet, und von dem Staate durch die denselben geleisteten und beständigen Dienste vor allen andern Bürgern einen anerkannten Vorzug erhalten. Dieses ist in meinen Augen eine der erträglichsten Regierungsformen, die wir in unsern heutigen freyen Staaten finden; und ich gestehe es, daß sie mir besser einleuchtet als irgend eine andere.

Ich glaube auch, daß sie durch gute Gesetze, durch weise Einrichtungen, und durch eine kluge Aufführung solcher Patricier, auf einen solchen Grad der Vollkommenheit gebracht werden könne, welcher keine andere unserer heutigen Staatsverfassungen fähig ist; insonderheit wenn man diese Patricier durch eine weise und bescheidene Erziehung gewöhnet, sich selbst in solche Schranken zu setzen, wobey die Wohlfahrt und die

Glückseligkeit ihrer Mitbürger neben der Regenten ihrer bestehen könnte, und kein Theil dem andern zur Last würde. Eine Sache die so unmöglich nicht ist. Doch ist sie auch nicht geringen Schwierigkeiten unterworfen.

Wir sehen, daß die Menschen allzu bereit sind die Schranken zu überschreiten, welche ihnen die Gesetze und die Billigkeit vorschreiben, und die Vorrechte, die der Bürger ihnen zu seinem Vortheile anvertrauet, wider das Heil desselben zu gebrauchen. Das Heil des Volkes ist nicht mehr das erste Geseze, sondern das Heil der Patricier; oder vielmehr die Patricier allein machen das Volk aus, wie die Geistlichkeit allein die Kirche. Das theuerste Blut der Bürger und der Unterthanen wird der Raubbegierde des Adels leicht ohne Rettung ausgesezet, und der Staat wird dem Staate selbst entzogen, und zu dem Erbgute einiger Familien gemacht,

von

von denen man fürchten muß, daß sie nicht immer eine gute Haushaltung führen werden. Was wird alsdann aus Freyheit, Vaterland, Tugend, und allen andern schönen republicanischen Begriffen? Leere Worte.

Es entstehet also die wichtige Frage, wie in einer aristokratischen Republic die besten Regenten zu erziehen seyn möchten?

Die Freyheit und die Unabhängigkeit ist bey mir die erste Eigenschaft eines guten Bürgers. Derjenige, der nicht sein eigener Herr ist, der genöthigt ist nach eines andern Vorschrift zu handeln, und zu denken; wie soll der des Vaterlandes Heil als seine erste Sorge ansehen können? Diese Freyheit zu behaupten ist es beynahe unumgänglich nothwendig, daß ein solcher Bürger sich aus seinen eignen Mitteln, und nicht aus dem Gewinnste den er von andern ziehet, ernähren müsse; denn der, der von dem

andern lebet, ist insgemein des andern Sclave. Niedrige Beschäftigungen sind auch dem unanständig, der an der Herrschaft eines Staates Theil haben soll; und aus erhabnern Gewinnst ziehen, ist in meinen Augen eine Sache, welche die edelsten Gemüther erniedrigen, und die erhabensten Beschäftigungen in den Rang verächtlicher Profeßionen hinunter sezen kann. Wollen wir setzen, wer dem Staate dienet müsse auch von dem Staate leben, so haben wir die schlimmen Folgen, welche dieser an sich billige Satz haben kan, oben schon genug gezeiget.

Wenn ich also eine aristokratische Republik zu stiften hätte, so würde ich den Irrthum, daß die Aemter die Magistratspersonen und andere Bedienten des Staates ernähren sollten, als die verderblichste Lehre daraus verbannen. Durch ein nie aufzuhebendes Edict würde ich alle diese Hummeln davon ausschliessen, welche gedenken,

die Aemter seyen deswegen gemacht, daß sie desto bequemlicher ihren Ergözlichkeiten nachhängen, und ihre phantastischen Begierden erfüllen können.

Ich würde die tauglichsten und weisesten meiner neuen Colonisten von den übrigen absondern, denselben ein gewisses Erbgut an Feldern bestimmen, und ihnen nicht erlauben, irgend ein anders Gewerbe zu treiben.

Ich würde sie und ihre Kinder auf alle Weise zu erleuchten und zu verbessern trachten, um sie in den Stand zu stellen an dem Wohl ihrer Mitbürger zu arbeiten, und alsdann nur aus ihnen diejenigen von dem Volke wählen lassen, denen man die Aemter und die Ehrenstellen anvertrauen würde.

Diese Aemter sollten ihnen nicht das geringste eintragen; und das höchste Staatsverbrechen sollte seyn, aus der Verwaltung eines solchen

einen andern Vortheil gezogen zu haben, als die Liebe und die Verehrung seiner Mitbürger; und das Vergnügen, das mit der Ausübung seiner Pflichten natürlicher Weise verknüpfet ist.

Ich würde diese meine Patricier mit der äussersten Sorgfalt vor der Waichlichkeit, der Unenthaltsamkeit, der Pracht, der Ueppigkeit, und allen andern verderblichen Neigungen zu bewahren trachten. Ich würde gerne eine grosse Anzahl Bürger mit diesem Vorrechte beehret sehen; und ich wollte unter sie den zehnten Theil des Gebietes meiner Republic austheilen. Es sollte ihnen verbotten seyn, sich mehr Güter zu erwerben, als so viel der Gesetzgeber gut befunden hätte, einem einzigen von ihnen zu seinem Erbgute zu bestimmen.

Die ledigfallenden Erbtheile sollten von dem Staate jüngern Söhnen von zahlreichen Fami-

lien eingeräumet werden; und wenn ein Patricier mehrere Söhne hätte, welche auf diese Weise nicht alle versorget werden könnten, so sollten die jüngsten derselben in die Classe gemeiner Bürger versetzet, und darinnen Gewerbe und Handthierungen zu treiben angezogen werden.

Unter den Patriciern und gemeinen Bürgern wollte ich ein Verhältniß von Liebe und Freundschaft stiften, wie dasjenige gewesen ist, welches Romulus zwischen den Patronen und den Clienten gestiftet hat; und der gemeine Mann sollte die Hoheit und die Vorrechte der Patricier durch nichts als durch die Gutthaten und durch die väterliche Liebe empfinden, die er von denselben genösse.

Diese Patricier würden also weder sich selbst unter einander, noch ihren übrigen Mitbürgern zur Last fallen. Sie würden keine von diesen Ungerechtigkeiten begehen, die Mitbürger gegen

Mitbürger oft aus Handwerksneide und aus andern unreinen Absichten verüben, und alle andern Arten derselben würden ihnen verhaßt seyn; indem niemand bloß aus Neigung zur Ungerechtigkeit ungerecht ist. Die Republic könnte sich unter ihnen eine Ruhe und einen Wohlstand versprechen, dessen sich kein anderer Staat niemals zu rühmen gehabt hat, indem Eigennuz, Ehrgeiz, und unordentliche Begierden denselben unmöglich stören und erschüttern könnten. Dem Verderbniß würde der Zugang auf das nachdrücklichste verschlossen seyn, indem diejenigen, welche das Ruder des Staats führeten, keinen Vortheil haben würden, dasselbe zu unterstüzen.

Frieden, Einigkeit, Ueberfluß, und allgemeine Liebe würden die Bürger beglückseligen, und aus ihnen ein Volk von Brüdern machen. Der Staat würde aus einer Gesellschaft von Wespen, wie die meisten der izigen Republiken sind, zu

einer Gesellschaft von Bienen werden; und alsdann würde man Recht haben, die Vortheile der Freyheit und der republicanischen Regierungsform mit demjenigen Enthusiasmus anzupreisen, mit dem wir derselben itzund so übertriebne Lobreden halten.

Ich will mich nun nicht aufhalten zu untersuchen, in wie weit es möglich wäre, solche Einrichtungen in unsere Republiken einzuführen, und dadurch unzähliche Ungerechtigkeiten und Uebel, denen sie unterworfen sind, daraus zu verbannen. Ich habe noch nicht so sehr alle Hofnung zu der Verbesserung der Menschen verlohren, daß ich sie völlig unfähig glaubte in dergleichen Absichten einzutreten, wenn eine bequeme Gelegenheit ihnen dazu Muth machete.

Indessen ist für die guten Bürger, für das Ueberbleibsel von Tugendhaften, das unter der

Last der allgemeinen Verderbniß seufzet, nichts bessers als sich vorzusetzen, ohne Gesetze sich zu solchen Patriciern zu machen; den Staat als einen Waysen anzusehen, für den sie sorgen sollen, ohne einzigen Vortheil daraus zu ziehen, und durch dessen Undankbarkeit sie sich nicht einmal abschrecken lassen sollen, ihm einen Theil ihrer Ruhe und ihrer Vortheile aufzuopfern; sich in die Freyheit und in die Unabhängigkeit, ohne die man kein guter Bürger seyn kann, durch Mäßigkeit, Bescheidenheit, Sparsamkeit, und eine unschuldige Aufführung zu setzen; mit einem grössern Heldenmuthe, als der ist, den man an den Tyranniciden so sehr erhebet, dem einreissenden Uebel, und dem Anwachse der Schlimmen zu widerstehen; durch ihre Tugenden andere zu der Liebe der Tugend und des Vaterlandes zu entflammen, und, wenn sie die Vorrechte des Adels nicht geniessen, die Ehre die Pflichten desselben auszuüben, für ihr schönstes Vorrecht, das edler ist als die Ehre des Consulats selbst, zu halten.

Die

Die Handelschaft.

Ich habe mir vorgenommen, in diesem Versuche von einer Sache zu reden, die von unsern heutigen Staatsgelehrten mit einer besondern Zärtlichkeit angesehen wird; die der Götze der heutigen Staatskunst ist; und die als das Palladium meines Vaterlandes, die Verehrung, die Liebe, und die Bewunderung aller meiner Mitbürger besizet. Ich gestehe es aufrichtig, daß ich in diesem Stücke, wie in vielen andern, die Freyheit nehme, von der Meinung derselben abzugehen. Ich will der Handelschaft ihren Werth eben nicht absprechen; allein ich sehe den Enthusiasmus, mit dem man sie in den heutigen Zeiten erhebet und verehret, als das vornehmste Kennzeichen der allgemeinen Verderbniß an; und ich halte dafür, die Commercien müßten auf eine ganz andere Art, als es nun geschiehet,

getrie-

getrieben werden, wenn sie den Sitten und dem wahren Wohl der Staaten nicht eher nachtheilig als vortheilhaft seyn sollten.

Indessen ist es doch diese Handelschaft, die uns reich und glücklich machet, und die uns in der Welt noch ein wenig Ansehen giebt. Ihr haben wir es zu verdanken, daß unsere Städte mit Pallästen und Lustgärten ausgezieret sind, daß die Rohigkeit der alten Sitten uns verlassen hat, daß die Magnificenz allerorten hervorleuchtet, und daß wir ein so vergnügtes und annehmliches Leben führen, als man es irgend an einem Orte in der Welt thun könnte. Was brauchet ein Volk mehr, um glücklich zu seyn? Ich füge hinzu: was brauchet es mehr, um verderbt und schlimm zu seyn?

Die Liebe zu den Reichthümern, die verderbte Quelle aller dieser fanatischen Bewunderung der Handelschaft, ist die niedrigste und die schlechteste Neigung der menschlichen Seele. Sie

ist

ist die erste, welche die schöne Empfindung der Menschenliebe ersticket. Zuerst ist sie nur schwach, nach und nach aber unterdrücket sie die schönsten Triebe der Menschheit, und endlich den mächtigsten von allen, denjenigen sich selbst Gutes zu thun. Wenn sie überhand nimmt, so empfindet man die heiligsten Verhältnisse nicht mehr, in welche uns die Natur und die Vorsehung gesetzet haben. Man vergißt, daß man zur Tugend und zur Gutthätigkeit gebohren ist. Man verleurt den Begriff seiner eignen Würde; und keine Handlung ist so niedrig, zu der man sich nicht verstehe, um reich zu werden.

Aber nicht jedermann liebet die Reichthümer um der Reichthümer willen; die Bequemlichkeit und das angenehme Leben, das sie verschaffen, sind die Vortheile, welche diejenigen daraus ziehen, so sie mit Vernunft lieben. Ich gestehe es, daß dieser Einwurf nicht nur Schein sondern auch Grund hat. Indessen verleurt er alle seine Kraft, wenn von der übermäßigen

Liebe der Reichthümer die Rede ist; denn diese entspringet aus einer nicht minder trüben Quelle, und vervielfachet die Verderbnisse des Staates. Sie vermehret die Anlässe zu Ungerechtigkeiten, und die Mittel zur Pracht, zur Ueppigkeit, zur Schwelgerey und zu andern Uebeln, daraus das wahre Elend entstehet.

Neben diesem hat die Handelschaft auch dieses an sich, das ihren Werth nicht wenig verringert; daß, wenn sie auf einen gewissen Grad gestiegen ist, sie um sich zu vergrössern das Werkzeug der Ueppigkeit, und hiemit der Verderbniß werden muß. Ich rede nichts von denen niederträchtigen Künsten, womit Handelsleute selbst Manufacturiers und grosse Kaufleute, ihren Gewinnst zu vermehren, und einander zu schaden suchen. Ich kann dennoch nicht glauben, daß dieses die Seele adle und erhebe. Ich sehe auch den Vortheil nicht ein, den der Staat aus diesen so grossen und übermächtigen Handelsleuten ziehet. Ich finde im Gegentheile, daß

daß sie ihre Reichthümer selten anders brauchen, als die Bürger zu verderben; durch Hülfe erkäuflicher und feiler Seelen diejenigen, welche noch frey und gut sind, zu unterdrücken; alle Quellen des Gewinnstes an sich zu ziehen; und also was zehn oder zwanzig Bürger glücklich, und so viele Familien blühend machen könnte, allein sich zuzueignen; woraus in dem Staate nicht nur ein ungeheures Mißverhältniß, sondern Neid, Mißgunst, Factionen, und hundertfaches Elend entstehen müssen. Wer ein wenig mit einem aufmerksamen Auge den itzigen Zustand der Welt betrachtet hat, wird überzeuget seyn, daß alles dieses die Folgen der Handelschaft sind, wie sie nun eingerichtet ist.

Also sollen wir alle Handelschaft aus unsern Staaten verbannen? Wir sollen uns aller Vortheile begeben, welche Fleiß, Emsigkeit, Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit in dem Innern unsers Landes uns verschaffen, und aus entlegenen

Gegenden herbeyholen können? GOtt hat uns also unsere Fähigkeiten umsonst gegeben; und die Tugend und das Wohl des Staates wollen, daß ein grosser Theil der Menschen ihr Leben in Trägheit und Unthätigkeit zubringen? Keinweges.

Das erste das uns die Vernunft vorschreibet, ist die Verbesserung unsers Zustandes, und die Anwendung unserer Leibes- und Seelenkräfte dazu. Sie hat den einen ihrer Söhne mit dieser, den andern mit einer andern Fähigkeit zu der Verbesserung der Gesellschaft, und des Wohls der Glieder derselben begabet; und also kan sie den Wechsel von Diensten, welche dieselben einander leisten, nicht anders als billigen und mit Vergnügen ansehen. Es ist der Gesellschaft vorträglich, daß der eine allein das Feld baue, der andere Weinreben pflanze, der dritte Stof zu den Kleidern verfertige, und so ferner; und was einer an seiner Arbeit zu dem allgemeinen

Wohl

Wohl beyträgt, das ist billig, daß die andern es ihm mit der ihrigen vergelten. Welch ein schöner und der Menschheit würdiger Zustand der Gesellschaft muß es nicht gewesen seyn, da bloß die Liebe diesen Wechsel beseelete, und nur die Billigkeit die Richtschnur davon war!

In ihren ersten Anfängen ist also die Kaufmannschaft ganz einfältig und ganz unschuldig gewesen: Ein jeder vertauschte den Ueberfluß den ihm seine Emsigkeit und sein Fleiß gewähret hatten, gegen des andern seinen. Nach und nach wuchs sie zu einer grössern Vollkommenheit; und aus dem Vortheile so wol als aus dem Schaden, den sie der menschlichen Gesellschaft gebracht hat, kann ein jeder leicht sehen, daß wie grosse Uebel daraus entstanden, sie also auch eine Quelle von vielem Guten seyn könne, wenn sie von einer klugen Aufsicht regieret, und wenn von einem weisen Gesezgeber durch sorgfältige Einrichtungen, das Schlimme von dem Guten darinnen abgesondert würde.

Ich glaube, daß in diesem Stüke die Hauptsorge einer gesunden Politic seyn sollte: Daß den schlimmen und niederträchtigen Absichten, der unedeln Gewinnsucht, dem Neide und der Mißgunst, die bey den Handelsleuten so gemein sind, vorgebogen werde; daß man nur in denjenigen Sachen, die den Menschen einen wahren und würklichen Vortheil verschaffen können, und in solchen überflüßigen Stücken, welche die Sitten nicht verderben, und in denjenigen Schranken, darinnen es der Reichthum eines Volks zugiebt, zu handeln erlaube; daß man die Vortheile der Handelschaft und eines angenehmen Lebens, unter so vielen Bürgern und Familien austheile und gemein mache, als es immer möglich ist; und daß man einem jeden solche Schranken setze, daß sein Zustand nicht auf Unkosten seiner Mitbürger vortrefflich und übermächtig werde.

Es

Es liessen sich vielleicht zu diesen Absichten verschiedene Einrichtungen ausfindig machen, die alle dem Staate ziemlich vorträglich wären; insonderheit aber in republicanischen und demokratischen Staaten, deren Hauptgrundsatz eine so viel als möglich vollkommene Gleichheit der Bürger erfodert.

Es ist eben nicht unwahrscheinlich, daß die Gemeinschaft der Güter ein zureichendes Mittel wäre, alles Uebel der Gesellschaften aus der Wurzel zu heben, auch selbst in Handelsstaaten; und ich sehe die Einwürfe noch nicht für unüberwindlich an, durch welche man dieselbe als völlig unmöglich vorstellet. Indessen sehe ich die Unmöglichkeit sehr wol ein, die Menschen unsrer Zeit zu bereden einen Versuch davon zu wagen: Und wenn schon der fanatische Lykurgus unserer Zeiten, der Graf von Zinzendorf, hierinnen einiger massen einen nicht unglücklichen Erfolg gehabt hat; so hat eben seine Gesellschaft durch eine verdächtige Anwendung dieser Ge-

meinschaft, dieselbe in ein sehr schlimmes Ansehen gebracht.

Die Handelscompagnien, die der bekannte Dr. Becher zu dieser Absicht vorgeschlagen hat, wären vielleicht auch vortreffliche Mittel den Uebeln der Handelschaft zu steuern; und dieselben könnten auf eine Art eingerichtet werden, durch welche so wol die Vollkommenheit der Handelschaft als das Verhältniß der Bürger in dem Staate, wie es so wol das allgemeine Beste der ganzen Gesellschaft als das besondere Wol eines jeden erfodert, erhalten werden könnten. Diese von dem Staate bestätigten Compagnien, deren jede einen besondern Ast der Handlung zu ihrem Antheil hätten, würden auf einer Seite den Stümpern und auf der andern den Monopolien, den grösten Feinden der Commercien, auf das nachdrücklichste steuern; und Neid, Mißgunst, Verfolgung, und Ungerechtigkeiten von der Handelschaft entfernen. Allein Dr. Becher

hat

hat erfahren, was derjenige zu erwarten hat, der die Kaufleute lehren will, daß das allgemeine Beste ihrem besondern vorgehe; und die Verfolgungen, die er von ihnen ausgestanden hat, waren die Belohnung seiner wolmeynenden Rathschläge, durch welche er die Handlung und die Manufacturen in den Oesterreichischen Erblanden einzuführen, und auf einen guten Fuß zu setzen gedacht hatte.

Andere Verfassungen, durch welche man den Uebeln, die sich durch die Handelschaft allerorten einschleichen, steuern könnte, wären vielleicht auch nicht unmöglich. Allein wer will mehr den Kaufleuten Gesetze vorschreiben, da sie allerorten sich selbst zu Gesetzgebern hinauf geschwungen haben; da sie an den Höfen der Könige nun allmächtig sind, in den meisten Republiken alle Stellen eingenommen, und beynahe alle andere Stände, wo nicht des Ranges doch des würklichen Ansehens beraubet haben; da der Handwerksmann ihr Sclave ist,

der Geistliche sie anbetet, der bescheidene Gelehrte ihr Diener und Gast zu seyn für den erhabensten Preis seines theuern Fleisses hält; und der bescheidene Edelmann der sie beneidet, und die Segel demüthig vor ihnen streichet, es für sein gröstes Unglück hält daß es ihm nicht auch erlaubet ist, ein Ladenjunge zu werden.

Da nun die Kaufleute in der ganzen Welt, und vorzüglich unter unsern Mitbürgern sich in den ersten und in den wichtigsten Rang erhoben haben; so wollen wir uns nicht wider dieselben auflehnen; wir wollen sie nur bitten sich desselben würdig zu machen; sich die Tugenden, die man von dem Adel, den sie verdringen, fodert, zuzulegen; ihre Handelschaft mit so vieler Würdigkeit und Anständigkeit zu treiben, als die neuen Verhältnisse in die sie sich geschwungen haben, von ihnen fodern; durch die allen Grossen und Angesehenen so anständigen Tugenden, die Mäßigung, die Bescheidenheit, und einen weisen Gebrauch ihrer Reichthümer, sich die

Liebe und die Freundschaft, nicht die Forcht und die Knechtschaft ihrer Mitbürger zu erwerben; zu betrachten, daß je mehr sie den Staat verderben, und das Elend und die Sclaverey der Bürger verstärken, sie ihre eigne Sicherheit desto mehr schwächen, und sich wechselsweise in die Knechtschaft des Pöbels setzen. Wir bitten sie insonderheit, ihre Kinder mit derjenigen Sorgfalt zu erziehen, die bey denen nöthig ist, die durch ihren Rang und durch ihre andern Umstände am meisten der Verderbniß ausgesetzet sind, und durch deren Exempel andere am meisten verderbt werden können; endlich sich nicht so sehr an ihre Schäze und an ihre Reichthümer zu hängen, daß sie gar vergessen, daß sie ein Vaterland und Mitbürger haben.

Die Städte.

In ihrem ersten Ursprunge waren die Städte nichts anders als eine Art von Festungen, in welche die Menschen ihre Güter und alles was ihnen lieb war, wider die Anfälle der Räuber und ihrer andern Feinde in Sicherheit brachten. Die ersten Menschen fanden sich auf dem Lande wie in ihrem Elemente. Es waren sogar Völker, welche die Städte wie eine Art von Kerkern ansahen, darinnen sie unmöglich eingesperrt seyn konnten. Man mußte sie durch scharfe Gesetze zwingen, ihren Sitz allda aufzuschlagen. Ein Landmann hielt sich für unglücklich ein Bürgersmann geworden zu seyn; und ein Landjunker hielt einen Junker, der in die Stadt gezogen war, für weniger edel als sich.

Welch ein Unterschied zwischen denselben Zeiten und den unsrigen, da der höchste Wunsch

des Adels ist reich genug zu seyn, um in Städten, und in grossen Städten wohnen zu können! Aber auch welch ein Unterscheid zwischen denen Städten die ehmals so verhaßt waren, und den unsrigen! Jene waren in der That eine Art von Kerker; diese hingegen sind die Wohnpläze des Vergnügens, der Lustbarkeiten, und des annehmlichen Lebens; ich füge hinzu, der Ueppigkeit, der Ausgelassenheit und der Verderbniß.

Ich habe oft gezweifelt, ob die Städte der menschlichen Gesellschaft nicht mehr Nachtheil als Vortheil gebracht haben; und ich gestehe es, daß ich diese Sache noch für sehr zweifelhaft ansehe. Es ist natürlich, die Bequemlichkeit des menschlichen Lebens und die Erhöhung des gesellschaftlichen Wohlstandes erfodern es, daß diejenigen Glieder derselben, die sich den Künsten, den Wissenschaften, der Handelschaft, und den Handwerken widmen, bey einander von den Landleuten abgesondert wohnen. Sie können

daselbst

daselbst ihre Bemühungen zu der Bequemlichkeit und dem Wolseyn der andern zu einer viel grössern Vollkommenheit bringen, als wenn sie in dem Lande zerstreuet wären. Sie können einander ihre Erfindungen und ihre Entdeckungen mittheilen. Die Beyspiele von Vollkommenheit, die sie sehen, geben ihnen vortreffliche Lehren, und feuern ihren Eifer an, einander zu übertreffen. So ist es auch gut, daß die Landleute an gewissen Oertern alles dasjenige beysammen antreffen, was zu grösserer Bequemlichkeit ihres Lebens nöthig ist, und wo sie den Ueberfluß ihres Vorrathes dagegen vertauschen können. Nicht weniger ist es sehr bequem, wenn diese absonderlichen Oerter diejenigen sind, wo ihre Obrigkeiten wohnen, die von da den ganzen Staat oder die ganze Provinz übersehen, für alles sorgen, und durch ihre kluge Wachsamkeit allen Unordnungen vorbiegen. So lange die Städte dem Staate diese Vortheile verschaffen, so lange sie in diesen Schranken ver-

blei-

bleiben; so halte ich sie für nützliche und ausnehmende Zierden desselben.

Ich glaube also ich betriege mich nicht, wenn ich davor halte, eine Stadt sollte allemal in einem richtigen Verhältnisse mit dem Lande seyn, das von derselben abhängt. * Die Bürger darinnen sollen nicht in grösserer Anzahl seyn, als die Landleute ernähren können; nicht in kleinerer, als daß sie den Landleuten dasjenige liefern können, was ihnen zu einem bequemern Leben nöthig ist. Es sollen ihrer genug in einer Stadt seyn, um die rohen Waaren des Landes zu verarbeiten, in fremde Länder zu verkaufen, und andere, an denen das ihrige Mangel hat, dafür an sich handeln zu können.

Wenn

* Abhängt bedeutet hier eben keine Unterwürfigkeit, sondern das Verhältniß, darinn eine Stadt mit einem Lande in Betrachtung Handels und Wandels stehet. Indessen ist es für eine Stadt allezeit ausnehmend vortheilhaft, wenn das umligende Land auch im politischem Verstande von derselben abhängt; alle ihre Vortheile sind ohne dieses sehr wankelhaft.

Wenn solche Städte unabhängige Staaten, und nicht gar zu klein sind; so sind sie im Stande, sich wider alle, auch die mächtigsten Feinde zu erhalten. Sie können durch eine kluge Aufführung, sich in den Stand setzen, anderer Hülfe niemals in Hauptsachen nöthig zu haben; und wenn ihre Bürger tugendhaft sind, so haben sie nicht leicht Beleidigungen von andern zu fürchten.

Wenn aber die Städte ungeheuer anwachsen; wenn eine grosse Anzahl unnüzer Leute, die zu dem Wohl des Staates nichts beytragen, nur um mehrere Bequemlichkeiten zu geniessen, sich in die Städte wirft, und eine Menge unnützes und verderbtes Gesind nach sich ziehet; wenn die Städte, welche der Sitz der Emsigkeit und der Arbeit seyn sollten, der Sitz der Weichlichkeit, der Ueppigkeit, und des Müßigganges werden; wenn die Städte, welche die Reichthümer des Landes nur als ein vertrautes Gut aufnehmen sollten, um andere Güter dagegen durch

das Land fliessen zu lassen, alles zurükhalten, und für sich allein gebrauchen; wenn hiemit das Verhältniß zwischen den Stadtleuten und den Landleuten gehoben wird; wenn jene tausend von diesen ansehen als verdammet einen einzigen von ihnen durch ihr Elend glücklich zu machen; wenn Pracht, Ueppigkeit, Schwelgerey und schlimme Haushaltung in den Städten diese Denkungsart beynahe nothwendig machen: so sind die Städte wie Feindinnen und Tyranninnen der Länder, und nicht mehr als gute Mütter und Haushälterinnen derselben anzusehen.

Ich habe daneben noch einen grossen Grund, warum ich die gar grossen Städte nicht billige. Sie enthalten eine so erstaunliche Menge von Menschen, daß es beynahe unmöglich ist eine gehörige Aufsicht auf dieselben zu haben. Die Policey kann den abscheulichsten Lastern kaum wehren, wie wollte sie die Sitten unverletzt erhalten können? Das Verderbniß vervielfachet

sich. Schlimme Exempel erzeugen eine Menge Thaten ihrer Art, und diese werden nicht minder fruchtbar. Das Uebel wird endlich durch die Gewohnheit gleichgültig; und haben wir nicht gesehen, daß die abscheulichsten Laster rühmlich geworden sind?

Je mehr diese Städte an Verderbniß zunehmen, desto mehr ziehen sie Leute an sich, welche dorten die Nahrung ihrer schlimmen Neigungen suchen, oder welche die Werkzeuge davon werden. Also werden endlich diese Städte der Sitz der schlimmsten und verderbtesten Menschen, die man sich vorstellen kann. Auf einer Seite der muthwilligsten und der lasterhaftesten Reichen, und auf der andern der ruchlosesten und der niederträchtigsten Armen. Ein jeder kann leicht sehen, was für ein abscheuliches Volk daraus werden muß. Wir wissen was Rom zu den Zeiten der Triumvirate und der Proscriptionen gewesen ist; und wer kann ohne

Abscheu

Abscheu daran gedenken? Das Haupt der Erde, die Beherrscherin der Welt, die Königinn der Völker ward eine Mördergrube, und ein Sammelplaz aller Greuel.

Das Verderbniß bleibet nicht in den Ringmauern dieser ungeheuern Städte eingeschlossen. Es dähnet sich von da über ganze Reiche und über ganze Welttheile aus, und stecket mit seinem vergiftenden Hauche das ganze menschliche Geschlecht an. So ist eben dasselbe Rom zweymal die Quelle alles Uebels geworden: Das erstemal da es das Haupt des Staates, und das anderemal da es das Haupt der Kirche war.

Man mag mir also die grossen Städte erheben wie man will; ich sehe dieselben für Mißverhältnisse in dem Staate an, so bald sie zu sehr anwachsen, so bald sie dem Lande zur Last und den Sitten gefährlich werden. Ich würde also aus den meisten Städten eher Colonien abführen, als neue Bürger dahin zu ziehen trach-

ten. Ich würde alle diejenigen, die in den Städten nichts handeln, nichts arbeiten, nichts mit ihrer Handarbeit oder mit ihrem Verstande zu dem gemeinen Besten beytragen, oder die auf dem Lande dieselben Dienste leisten könnten; ich würde alle Rentiers, alle Edelleute, die keine nützlichen Bedienungen haben, und, welches beynahe eines ist, alle Müssiggänger auf das Land verweisen, und sie daselbst wo nicht zu nützlichen Mitgliedern des Staates doch zu geringern Bürden desselben machen. Denn eben diese müssigen Leute sind es, welche die Verderbniß und das Elend am meisten fortpflanzen und dieselben beynahe nöthig machen.

Ich sage noch mehr, ich sähe auch nicht einmal gerne in einer Stadt so viele Menschen beysammen, als ein grosser Bezirk Landes ertragen möchte, und als dieser ihnen genug zu handeln und zu bearbeiten geben könnte; wenn die Anzahl derselben sich allzuhoch beliefe. Ich wollte

te lieber in einer grossen Provinz die Städte hier und dar vertheilet, als eine einzige allzugroß sehen. Das Land würde davon mehr Bequemlichkeit und Vortheil haben, und die Städte würden nicht so ungeheuer und so verderbt seyn.

Freylich würde ich allezeit einer Metropole oder der Hauptstadt einer Provinz einen grössern Bezirk und mehr Einwohner gestatten, als einer Landesstadt; und zwischen einem Seehafen, der weite Handelschaft treiben, und die Nothwendigkeiten des Lebens in grossem Ueberflusse weit herholen könnte, und einer Stadt die mitten in dem Lande eingeschränket lieget, würde ich eben denselben Unterschied machen. Indessen würde ich doch keiner Stadt eine allzugefährliche Grösse erlauben, man möchte mir noch so viel von den Vortheilen der Handelschaft und der Reichthümer reden. So bald diese den Sitten und der Tugend der Bürger gefährlich werden, so bald sind sie keine Güter mehr für den

Staat; und so bald ein einziger Bürger auf eine Art die zu vermeiden ist, darunter leidet, so ist es die Pflicht des Staates, dem Uebel und der Unordnung zu steuern.

Ich würde mich nun allzuweit in besondere Betrachtungen einlassen müssen, wenn ich die Anomalien untersuchen wollte, die in Europa und insonderheit in Deutschland entstanden sind, daß die Städte von demjenigen Bezirke Landes davon sie ehmals die Vorrathshäuser gewesen sind, und von denen sie ungehindert ihren Ueberfluß erhalten haben, getrennet worden sind; und daß viele Länder, die ihre Vortheile nicht genug schätzen, oder nicht im Stande sind zu nützen, dieselben andern überlassen. Durch dieses leztere erhalten viele Städte nicht geringe Vortheile; allein durch das erstere werden sie eingeschrenket, und kommen oft in sehr enge Umstände. Es ist auch nicht unmöglich, daß ihnen

die

die Vortheile von denen ich sage, entzogen werden können, indem sie in den Händen der Fremden liegen.

Eine solche Lage einer Stadt und eines Staates, welche in sich selbst nicht alles finden was sie nöthig haben, oder nicht genug, daß es anderer Vortheil erfodert es ihnen gerne mitzutheilen, (quæ sibi ipsis sufficientes haud sunt) ist sehr bedenklich; und fodert bey den Regenten eine nicht geringe Klugheit, um in dem Innern Ruhe, Ordnung und ein richtiges Verhältniß, und bey den äussern Staaten Liebe, Gewogenheit und Freundschaft mit dem gehörigen Ansehn zu behaupten.

Die Gelehrsamkeit.

Die Erkenntniß der Wahrheit ist eines der edelsten Vorrechte der menschlichen Natur.

Einer der schönsten Geister unserer Zeit hat diesen wichtigen Satz mit den stärksten Waffen bestritten, die ihm sein feuriger Witz und seine tiefe Einsicht in die Verderbniß der Menschen an die Hand gegeben haben. In einer der blendendsten Reden, in einem Gewebe erhabner Widersprüche, hat er die unschuldigen Wissenschaften beynahe aller Uebel, unter denen das menschliche Geschlecht seufzet, schuldig erkläret. Er wahrnet uns davor wie vor einer verbottenen Frucht, die wir wol von ferne bewundern, aber nicht mit unsern unheiligen Händen berühren dörfen.

Ich

Ich will es nun nicht unternehmen ihn zu widerlegen, ich bin ein allzugrosser Feind von allen Zänkereyen, und ich müßte meine eigne Schwachheit mißkennen, wenn ich einem so furchtbaren Kämpfer etwas anzugewinnen hoffete. Ich bin daneben in den meisten Stücken seiner Meinung. Ich bedaure eben so sehr als er, daß durch einen schändlichen Mißbrauch die Wissenschaften zu Werkzeugen des Uebels und des Verderbnisses, oder doch zu Gegenständen eines unfruchtbaren und oft sträflichen Vorwitzes erniedriget werden. Ich finde nichts verachtenswürdiger, nichts hassenswürdiger als den Gelehrten, der sich befreyet glaubet tugendhaft zu seyn; und Witz und Gelehrsamkeit sind in meinen Augen die grösten aller Uebel, so bald sie von der Rechtschaffenheit und der Tugend abgesondert sind. Der Schlimme ist allezeit furchtbar und hassenswürdig; allein er wird ein Ungeheuer, wenn Beredsamkeit und Einsichten das

Vermögen seine Bosheiten auszuüben bey ihm erhöhen. In diesem Falle sind Gelehrsamkeit und Reichthümer gleich. Nichts verehrungswürdigers als der Gelehrte und der Reiche, welche die Vorzüge, womit der Himmel sie gesegnet hat, zu dem erhabenen Zwecke, dazu sie ihnen gegeben worden sind, zu der Glückseligkeit der Menschen anwenden. Allein zittert Menschen vor dem Reichen und noch vielmehr vor dem Gelehrten, wenn Bosheit, Eigennutz und Ehrgeitz sie beseelen. Ihr habt keine furchtbarern, keine ärgern Feinde.

Ich gestehe dieses, und noch mehr daß unsere so aufgeklärte, so gerühmte Zeit diejenige ist, da durch das was man Gelehrsamkeit nennet, die Welt auf das schändlichste vergiftet wird; da Witz, Scharfsinn, Geist, die Schmeichlerinnen und Lobrednerinnen des Lasters, der Ueppigkeit, der Wollust und der Ver-

derbniß; und der Gelehrte, der Schmeichler, der Schmarotzer, der Mitgenosse des Lasterhaften, und des Ungerechten geworden sind. Ich gestehe es, und ich gestehe es nicht ohne Schmerzen, daß ich gesehen habe, daß Gelehrte und Männer die der Welt mehr als Gelehrsamkeit, die ihr Weisheit versprochen und schuldig waren, ihren Witz und ihren Geist angewandt haben, sich selbst, und so gar die Wissenschaften zu entehren; wenn dasjenige was an sich gut und groß ist, durch den Mißbrauch der Schlimmen könnte erniediget werden.

Alle diese unglückseligen Folgen des Mißbrauches der Gelehrsamkeit verabscheue ich eben so sehr, als der beredte und tugendliebende Genfische Bürger; und dennoch kann ich das harte Urtheil das er über dieselbe fällt, nicht unterschreiben. Was ist verehrungswürdiger, was ist heiliger als die Religion; und womit haben

die Schlimmen dem menschlichen Geschlechte mehr Uebels zugefüget? Giesset den heilsamsten Saft in ein vergiftetes Gefässe; ist er darum an sich weniger heilsam, weil er alsdann schädlich wird? Die Erkenntniß ist von eben dieser Art.

Ich kann mich nicht bereden, daß der weise Schöpfer die Wunder der Geister- und der Körperwelt uns vor Augen geleget; daß er unsere Glückseligkeit durch eine tiefere Einsicht in dieselben einer merklich höhern Vollkommenheit fähig gemachet; daß er uns die Kräfte des Verstandes dazu beygeleget habe, und daß er dennoch wolle, wir sollen dieselben nicht gebrauchen. Ich kann nicht begreifen, daß in so vielen Seelen ein so feuriger Trieb zu der Erkenntniß herrschen, und dennoch keinen guten Zweck haben soll. Würde die Natur uns eine so brennende Liebe zur Wahrheit eingepflanzet haben, wenn dieselbe für uns kein Gut, wenn der Besitz derselben für uns völlig unmöglich wäre?

Nein,

Nein, liebenswürdige Wahrheit, du bist eines der edelsten, eines der erhabensten Güter der menschlichen Seele. Du bist unsre Führerinn zur Tugend, und durch sie zur Glückseligkeit. Wenn die Gelehrsamkeit in denen Schranken, welche die Natur uns vorgeschrieben hat, dich allein suchet, und wenn keine niedrigen und unwürdigen Absichten die Bemühungen des Gelehrten entehren; so ist nichts unschuldigers, so ist nichts verehrungswürdigers.

Indessen müssen wir uns zu mäßigen wissen. Unser Verstand ist eingeschränket, und wir sind zu wichtigern Sachen gebohren als gelehrt zu seyn. Wir sollen tugendhafte Menschen und gute Bürger seyn. Die Natur hat uns den Grundsatz, nach dem wir in diesem Stücke zu handeln haben, vor Augen geleget. Je näher die äusserlichen Gegenstände unserm Körper sind, je mehr Nutzen oder Schaden sie folglich uns

bringen können, desto klärer und deutlicher fallen dieselben in unsre Augen. Wir sollen ihrem weisen Beyspiele folgen. Je näher eine Art von Erkenntniß mit unserer Glückseligkeit verknüpfet ist, je einen grössern Einfluß sie in dieselbe hat: desto wichtiger ist sie für uns, und desto mehr Klarheit, Deutlichkeit und Richtigkeit sollen wir darüber zu erhalten trachten; je mehr eine andere sich so zu sagen von uns entfernet, je weniger Einfluß sie in unser Wohl hat, desto weniger haben wir auch nöthig uns um dieselbe zu bekümmern.

Auf die erstere Art von Erkenntniß haben alle Menschen ein Recht; und je mehr und je größre Pflichten ihnen obliegen, desto mehr sollen sie auch trachten ihr Licht vollkommner zu machen. Die andere aber gehöret nur für einige Geister, die der Himmel mit besondern Talenten dazu versehen, und die durch eine besondere Gemüths-

art getrieben werden, ihr Leben den Wissenschaften zu widmen. Auch diese haben in ihren Nachforschungen ohne Zweifel ihre Gränzen, die ihnen die Natur setzet, und welche die Klugheit ihnen befiehlt, mit einer heiligen Ehrerbietung als unverletzlich anzusehen.

Ueberhaupt aber zu reden, so ist es der Vortheil des Staates und eine der wichtigsten Sorgen desselben, daß ein jeder Bürger, nach dem Umfange seiner Pflichten, aufgeklärt und unterrichtet; und daß ihm die Erkenntniß und die Liebe der Tugend von der zärtesten Kindheit an eingeflösset werde. Insonderheit ist dieses in freyen Staaten nöthig. Je freyer man ist, desto mehr Einsicht brauchet man. In einer Monarchie denken der Fürst, die Minister, und die so in Bedienungen stehen, für alle. Es ist genug wenn diese erleuchtet sind. Wir aber sind alle mit dem Rechte gebohren, unsre Fürsten,

Mini-

Minister und Beamte zu seyn. Je mehr also ein jeder, nachdem es ihm seine Umstände erlauben, erleuchtet ist, desto besser ist es; und desto weniger hat er von dem Eigennutzen oder von dem Ehrgeitze der andern zu fürchten.

Es wäre also ein grosser Irrthum mit Herrn Rousseau zu glauben, wir würden dem Staate einen wichtigen Dienst leisten, wenn wir die Wissenschaften und die Gelehrsamkeit daraus verbanneten. Es ist im Gegentheile eine der wichtigsten Sorgen des Staates, daß die Bürger, wie mit den übrigen Gütern des menschlichen Lebens, also auch mit Erkenntniß und Weisheit beglückseliget werden. Nur diejenigen Regenten, die schlimme Absichten haben, wünschen sich blinde und kurzsichtige Bürger. Der Despotismus, so wol der monarchische als der demokratische, ist ein natürlicher Feind der Gelehrsamkeit.

Der Bürger soll also von der zärtesten Kindheit an, in den Wahrheiten der Vernunft und der Religion einen sorgfältigen Unterricht geniessen, nachdem es die Verhältnisse erfodern, darinnen er sich wahrscheinlicher Weise dereinst in dem Staate finden wird. Das erste Alter ist der stärksten Eindrückungen fähig. Wenn man darinnen sich so viel Mühe gäbe die Menschen gut zu machen, als man sich giebt dieselben zu verderben; so würde die Tugend eben so gemein seyn als das Laster. Man ist darinnen ausserordentlich neugierig, und nicht weniger gelehrig. Der Geist ist unersättlich nach neuen Begriffen, und insonderheit nach solchen die aus Begebenheiten bestehen, und der Verstand nimmt die Urtheile seiner Lehrer und Eltern darüber ohne einige Prüfung an. Wie vortrefflich kann man sich nicht eine solche Gemüthsverfassung zu Nutze machen, wenn man das Vergnügen der Jugend mit dem Vortheile derselben vereinigen will.

Die Beyspiele von Tugenden und von Lastern welche uns die Geschichte aller Völker an die Hand geben, sind die schönsten und die kräftigsten Mittel, ihnen die Schönheit der einen, und die Häßlichkeit der andern empfindlich zu machen; und ihnen klare, deutliche, und richtige Begriffe von dem Werthe der Dinge beyzubringen. Die annehmlichen, die schönen Wissenschaften verlieren den grösten Theil ihrer Vortrefflichkeit, wenn wir das Nützliche und das Gründliche davon trennen: Wenn wir nicht indem wir durch die schönsten und vollkommensten Werke der Neuern und der Alten, den Witz, die Einbildungskraft, und den Geist der Jugend zu verbessern trachten, uns eben so sehr um die Verbesserung ihres Herzens und ihrer Gemüthsart bemühen; wenn wir nicht ihnen zeigen, daß was wir bey den Alten von Tugend, Mässigung, Weisheit, Bescheidenheit, Treue, Standhaftigkeit, Redlichkeit, Selbstverläugnung, Vater-

lands

Lande und allgemeinem Besten hören, mehr als leere Namen sind; so ist alles dieses nichts als eitle Wortkrämerey und schimmerndes Kinderspiel.

Es ist nicht weniger wesentlich, daß man in diesen Jahren die noch zarten Gemüther vor dem verführerischen Gifte der Verderbniß bewahre, womit unglückselige witzige Köpfe ihre Schriften beflecket, und ihre Talente entehret haben. Kurz, dieses Alter kann nicht anders als durch Vergnügen und durch Vorurtheile geführet werden; allein wir müssen sorgen, daß alle Vorurtheile die wir ihnen beybringen Wahrheit, und alle Vergnügen Tugend seyn.

Wenn aber mit den Jahren der Verstand reifet, wenn er deutlicher Begriffe und einer philosophischen Einsicht fähig wird, so muß er auf eine ernsthaftere und gründlichere Art zu der Erkenntniß des Wahren und des Guten geführet werden. Von der niedern Stuffe der

historischen Erkenntniß muß er sich zu der höhern der philosophischen, erheben. Alsdann muß er die Heiligthümer der Wahrheit doch nicht ohne grosseBehutsamkeit und ohne eine ehrerbietigeBescheidenheit betreten. Er muß gleichsam wider auf das neue unwissend werden. Alle seine schon erworbenen Erkenntnisse, da sie nur Vorurtheile waren, muß er einer genauen Prüfung unterwerfen, um sie zu würklicher Erkenntniß zu machen.

Sein wichtigster Gegenstand ist er selbst. Er untersuchet sich auf das sorgfältigste, und nach sich die äussern Gegenstände, einen jeden nach dem Verhältnisse, darinnen er mit demselben stehet, und nachdem es zu der Erfüllung der Pflichten, die ihm in der Gesellschaft obliegen, erfodert wird. Diejenigen Erkenntnisse, die unmittelbar einen Einfluß in die menschliche Glückseligkeit haben, sind für einen jeden, der in der Republic eine Stelle behaupten will,

unumgänglich nothwendig. Wer nicht weiß, was die Natur von dem Menschen fodert; wer die Rechte nicht kennet, womit sie ihn versehen hat; wer die Quellen der Abweichungen davon nicht einsehen gelernet; wem die Natur der bürgerlichen Gesellschaft, die Ursachen ihrer Glückseligkeit und ihrer Verderbniß, die Quellen der Unordnungen und die Mittel dawider verborgen sind: wie soll der im Stande seyn die Pflichten zu erfüllen, die das Vaterland mit Rechte von ihm fodert, wenn er an der Regierung Antheil nehmen will? Dieses ist also die erste, die wesentliche Wissenschaft eines guten Bürgers. Es ist die Gelehrsamkeit der Republicaner.

Nach dieser folgen die andern, deren Vollkommenheit dem Staate nicht weniger angelegen ist, die aber nicht einen jeden Bürger angehen. Es ist für den Staat wichtig, geschickte Aertzte,

kluge Rechtsgelehrte, erleuchtete Naturkündiger, tiefsinnige Mathematiker zu besitzen. Selbst die angenehmen Wissenschaften können, wenn man einen würdigen Gebrauch davon machet, der Republic einen ausnehmenden Vortheil bringen. Wer wird so ungerecht seyn, und den Dichter der seinen Witz und seine Einbildungskraft blos zur Auszierung der Wahrheit, und zum Lobe der Tugend anwendet, nicht unter die besten Bürger rechnen? Und der Geschichtschreiber, dessen beredte Feder die Tugenden der Vorwelt zu dem Beyspiele der Nachkömmlinge verewiget, der diese vor jenen Fehlern warnet: erfüllet er nicht im höchsten Grade die Pflicht eines guten Bürgers? Andere Wissenschaften, als die von dem Feldbaue, der Baukunst, und dergleichen, verdienen nicht weniger von dem Staate als wesentlich angesehen und begünstiget zu werden.

Alle diese Erkenntnisse, alle diese Wissenschaften sind eitel und leer: wenn sie nicht weise, gute,

gute und GOtt gefällige Absichten haben; wenn wir das Verhältniß, darinnen wir mit diesem höchsten Wesen als seine Geschöpfe und als seine Unterthanen stehen, aus unsern Augen verlieren; und wenn wir vergessen, daß der höchste Grad unserer Tugend und unserer Glückseligkeit in der Nachahmung GOttes und in der Erfüllung seines Willens bestehet. Dieses ist es, was **Plato** die **Wissenschaft des Besten** nennet, ohne welche alle Wissenschaft uns nicht glücklich machen kann.

Wenn die Wissenschaften in einem Staate auf diese Art gelehret und gelernet werden: so können sie nicht anders als demselben unendlich nüzlich seyn. Alsdann werden wir mit Rechte das Erhabene bewundern, welches die wahre Gelehrsamkeit verehrungswürdig machet. Alsdann entstehet der wahre Gelehrte; und der kluge Staatsmann, der gewissenhafte Rechtsgelehrte,

der weise Arzt, und der fromme Gottsgelehrte können nicht anders als gute Bürger und tugendhafte Menschen seyn. Möchte unser theuers Vaterland diesen Vortheil geniessen! Möchten Tugend, Wahrheit, Geschmack, Gelehrsamkeit, auf diese Weise vereinet bey uns blühen!

Zu unserer Zeit hat auch das schöne Geschlecht das Herz einen Anspruch auf die Gelehrsamkeit zu machen. Es dringet sich haufenweise in das Heiligthum derselben hinein. Aber mit welchem Rechte? Wenn wir dem grössern Haufen glauben wollen, mit keinem. Zu kleinen und niedrigen Geschäften gebohren, sollen sie in denen Schranken bleiben, die ihnen ihre Bestimmung vorschreibet. Doch, ist es nicht eine Art von Ungerechtigkeit, daß wir dem schönern und liebenswürdigern Theile des menschlichen Geschlechtes ein so wichtiges Vorrecht absprechen? Sie machen den feinsten, den edelsten, den empfind-

lichsten Theil unserer Glückseligkeit aus; und wir versagen ihnen den Zugang zu den Quellen des reinesten und des vortrefflichsten Vergnügens! Haben sie nicht so edle Seelen als wir? Haben sie nicht wie wir wichtige Pflichten zu erfüllen? Stehen sie nicht eben in demselben Verhältnisse mit der Gottheit wie wir? Und den Gott, dem sie dienen sollen, sollen sie ihn nicht auch erkennen? Sind sie nicht bestimmet das Innere unserer Häuser zu regieren, eine angenehme Gesellschaft für uns zu seyn, und in der Auferziehung unserer Kinder uns Hülfe zu leisten? Und sind dieses alles nicht so viel Gründe, die sie zu den Erkenntnissen die sie dazu nöthig haben, berechtigen? Kein Vernünftiger wird hieran zweifeln.

Aber auf diese allein soll die weibliche Wissensbegierde sich erstrecken. So bald dieselbe die Gränzen derselben überschreitet; so bald sie,

wie es nur allzuoft zu geschehen pfleget, sich bey eiteln und phantastischen Gegenständen aufhält; so bald sie der Ausübung wesentlicher Pflichten hinderlich wird: so bald wird sie ein Uebel, und kann die verehrungswürdigste Schöne lächerlich machen. Nichts ist liebenswürdiger, nichts ist schätzbarer als ein Frauenzimmer, das durch den Umgang der Weisen und der Dichter seinen Witz feiner, sein Herz edler, und seinen Verstand schärfer gemacht hat; und das dabey eben so bescheiden als erleuchtet ist. Nichts ist unerträglicher als eine phantastische Arkadierin, oder als eine naseweise Pedantin.

Das

Das Frauenzimmer.

Das schöne Geschlecht hat einen zu beträchtlichen Einfluß in unsere Glückseligkeit, daß man in einem Werke, davon dieselbe der einzige Gegenstand ist, nicht davon reden sollte. Es ist daneben ein allzusüsses Vergnügen sich von demselben zu unterhalten, daß man eine so schöne Gelegenheit dazu versäumen sollte; und mein Leser würde es mir nicht verzeihen, wenn ich ihm dasselbe versagte. Wenn ich von meinem Leser rede, so verstehe ich die Leserinn auch darunter; und wenn ich Spöttern glauben soll, so würde mir diese es später verzeihen als jener; denn sie sagen, das Frauenzimmer wolle lieber man rede schlimmes von demselben als gar nicht. Ob dieses wahr sey oder nicht, das will ich eben nicht entscheiden.

Ich werde indessen nicht meine eigene Gedanken über diesen reizenden Gegenstand mittheilen. Ich werde mich hier mit meinen Lesern durch einen dritten Mann unterhalten, der dieselben besser und auf eine angenehmere Art darüber erbauen wird, als ich es immer thun könnte. Ein feuriger Liebhaber ist immer beredter, und hat allezeit mehr Recht zu gefallen als ein trockener Philosophe. Mein Leser verleurt also nichts, wenn ich meinem glücklichen Freunde meine Stelle überlasse, in einer Gelegenheit da er weit tüchtiger dazu ist als ich.

Werthester Freund!

Sie beklagen sich, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe. Sie haben Recht. Indessen werden Sie mich leicht entschuldigen, wenn ich ihnen sage, daß die Liebe allein vermögend gewesen sey, mich nachläßig zu machen. Wenn Sie erfahren

werden,

werden wie glücklich ich bin, so werden Sie vor Freuden leicht alle ihre Klagen über mich vergessen, und auf nichts gedenken als mir Glück zu wünschen. Nehmen Sie. Lesen Sie. Sie nennen ihren Freund nicht selten den Enthusiasten, und ihren lieben Schwärmer. Die mitkommenden Stücke werden Ihnen ein noch grössers Recht dazu geben. Ich erlaube Ihnen gerne mich immer also zu nennen, wenn Sie nur fortfahren mich beständig zu lieben. Ich werde nie aufhören zu seyn

F... den 10. Horn.
1751.

Ihr aufrichtiger und glücklicher Freund von ***.

Die

„ Die Wünsche.

Entflamme, begeistre mich, Venus Uranie, du die selbst in meine zärtliche Seele die feurigen Triebe zu dem, was schöne und was vollkommen ist, hineingegossen hast. Ich will das Bild schildern, welches du mir oft in stillen einsamen Abendstunden stelletest, wenn mein wünschendes Herz in angenehmen Beklemmungen dir seine Leiden eröfnete, und dich um eine tugendhafte Geliebte anflehete.

Schon viele Jahre sind verflossen, daß meine forschenden Blicke unter den blühenden Truppen der Antiochierinnen, dieses mit Unschuld, Tugend und dem göttlichen Saamen der Weisheit ausgeschmükte Mägdgen gesuchet haben. Allein umsonst. Allzuhart und allzu grausam gegen mich verbirgst du mir die Tugend, die geschaffen ist mein Herz zu beglücken, und mei-

ne Sehnsucht zu stillen. Denn die reizende Gegend, die der majestätische und liebliche Orontes durchströmet, ist nicht völlig von diesen edelsten Geschenken der Gottheit, von tugendhaften zur edlern Liebe geschaffenen Bewohnerinnen entblösset.

Wenn gleich alle Ueppigkeit und alle Ausgelassenheit mit gebieterischer Unverschämtheit in unsern Vorstädten thronen; wenn gleich das Laster mit aufgestrecktem Haupte in unsern Gassen herrschet; wenn gleich die scheue Tugend sich kaum mehr bliken läßt: so hat sie doch noch Herzen, welche sie von der allgemeinen Verderbniß wie zarte Pflanzen vor den Nordwinden bewahret, und die sie sich zu reinen und heiligen Tempeln auserseben hat. Und wenn auch unser unglückseliger Himmelsstrich alles Reizes der Unschuld beraubet seyn sollte: so zeige mir denselben, so zeige mir dein himmlisches Werk in entfernten Zonen unter einem seligern Himmel. Es ist kein Weg so gefährlich, es ist kein Land

so entfernet, der raubbegierige Spanier und der geizige Holländer erschiffen dieselben, um Gold und Nahrungen der Laster und der Ueppigkeit daraus zu holen; welch eine Schande wäre es, wenn Tugend und Unschuld für ein junges und feurig liebendes Herz zu entfernet wären.

Leite, o Göttin, meine Hand, indem sie die Züge dieses reizenden Bildes entwirft, und führe mich in die glückseligen Gegenden, wo du es selbst für dich, für die Tugend, und für deinen Liebling gebildet und erzogen hast.

Sie blühet in einer untadelhaften Jugend. Alle ihre Züge drücken eine edle Einfalt und eine erhabene Unschuld aus, die ihren eignen Werth eben so sehr als den Unwerth der verderbten Welt zu verkennen scheint. Mit tausend Eigenschaften ausgeschmücket, auf welche stolz sie sich über ihre undenkenden und eiteln Gespielinnen erheben könnte, begegnet sie denselben mit einer Demuth, als ob sie zeigen wollte, wie

weit

weit sie sich von der Vollkommenheit, nach welcher sie strebet, entfernet weiß.

Ihre Einfalt und ihre Unschuld leuchten aus einem jeden edeln Gesichtszuge. Aus ihren geistvollen Augen blitzet Verstand, in ihren bedeutenden Mienen zeiget sich Witz, in ihren edeln Gebährden Anständigkeit, und alles zusammen verräth eine Seele, die mit den edelsten Empfindungen erfüllet ist.

Wenn die milde Natur ihr auch den allerschönsten Körper mitgetheilet hätte, so würde sie sich dennoch schämen, wenn nicht ihre edle Seele denselben weit übertreffen sollte. Schon in den ersten Jahren ihrer Kindheit hat ihre weise und verständige Mutter ihr diese Lehre tief in ihr zartes und gelehriges Herz eingepräget: Tochter! In deinem Leibe wohnet etwas das edler ist als er; durch dieses bist du der Gottheit, wie durch ihn dem Nichts verwandt. Dasselbe ist aller deiner Sorge

würdig: nachdem du es anbauest, wirst du glücklich oder unglücklich seyn. Diese weise Mutter, ihrer erhabnen Lehre und ihrer Pflicht eingedenk, hat das biegsame Herz der ihrer Sorgfalt allzuwürdigen Tochter selbst in den Jahren, die man am mindesten der Aufmerksamkeit würdig glaubet, gebildet. Sie hat ihre noch zarten Empfindungen mit kluger und und geschickter Hand bearbeitet, und denselben den glückseligen Schwung gegeben, welcher der natürlichen Unart entgegengesezet ist, und durch den man sich und andere glückselig machet.

Den Eigenwillen, der in den jungen Herzen die stärkste und die gefährlichste Neigung ist, hat sie ihr mit der liebreichsten und zärtlichsten Sorge benommen, und sie frühe gewöhnet zu sehen und zu ertragen, daß meistentheils das Gegentheil von demjenigen geschieht was wir wünschen. Nun ist sie so glücklich, wenn ihre Wünsche erfüllet werden, allezeit erfreuet; und

niemals murrisch zu seyn, wenn ihr der Himmel diesen Vortheil versaget.

Die Eitelkeit derselben hat sie nicht besser zu hemmen gewußt, als daß sie den edeln Trieb sich vollkommener zu machen und sich hervorzuthun, bey ihr auf grosse und des Adels ihrer Seele würdige Gegenstände gewendet, und sie dasjenige verachten gelehret hat, was kleine Seelen so groß dünkt. Sie zeigte ihr, daß Schönheit ohne Sitten, Witz ohne Verstand, und Reichthümer ohne die Kunst sie zu gebrauchen, nicht nur unsern Werth nicht erhöhen, sondern ihn vielmehr schmälern. Darum ist dieses göttliche Mädgen unter den Häßlichen niemals stolz, unter den Dummen niemals einbildisch, und gegen die so ihm am Reichthume nachgeben, allezeit demüthiger als gegen die Reichen.

Sie hat nicht Ursache jemand zu beneiden, und da sie die Vortheile, womit sie die Natur und ihr Fleiß ausgeschmüket haben, gebrauchet

als ob sie nicht ihr eigen wären, so wird sie auch von niemand beneidet. Sie hat allzuviel eigne Vollkommenheiten, die sie täglich zu erhöhen bemühet ist, als daß ihr Witz an den Fehlern ihres Nächsten eine Nahrung fände, die ihr Vergnügen bringen könnte. Scharfsichtig genug dieselben zu bemerken, ziehet sie für sich Lehren und Gründe zur Behutsamkeit daraus; und in freundschaftlichen Unterredungen glaubt sie sich erlaubet, dieselben zu der Erbauung ihrer Freundinnen zu bemerken. Allein sie fliehet ärger als das Gift alle Spötterey und alle Spiegelung des Witzes, wobey der Nächste, den die Menschlichkeit dauern sollte, das Opfer der Bösartigkeit und des Neides wird. Dieses erwirbt ihr die allgemeine Liebe und Hochachtung; und da niemand ihren Witz, so fein er auch ist, förchtet, so wird diese so gefährliche Vollkommenheit, die andern die halbe Welt zum Feinde machet, ihr ein Werkzeug, die Freundschaft von jedermann zu erwerben. Niemand förchtet sie als der hirnlose Stutzer, dessen ga-

dankenlose witzige Einfälle vor den ihren schmelzen, wie der Schnee von den sanften Influenzen des Frühlings.

So gelinde sie für ihren Nächsten ist; so scharf ist sie gegen sich selbsten. Der kleinste Fehler ärgert und demüthigt sie mehr als andere ein Verbrechen. Ihr feines Gefühl findet in ihren geheimesten Trieben Regungen, die ihr Mißvergnügen und Unruhe erweken, weil ihre Tugend unvollkommen ist.

Sie hat ein sichers natürliches moralisches Gefühl von dem was Recht und Unrecht ist; und hat es noch durch das Licht der aus den Schriften der Weisen, und noch mehr aus dem Munde ihrer vortrefflichen Mutter geschöpften Weisheit erhoben und erweitert.

Den Schöpfer hält sie für den ersten, für den ursprünglichen Gegenstand ihrer Pflichten. Sie glaubet alle ihre Triebe, alle ihre Empfindungen sollen ihm geheiligt, sollen durch den

Gedanken von ihm erhöhet seyn. Indessen ist sie so ferne von aller schwärmerischen Scheinheiligkeit als von einer lauen Gleichgültigkeit. Sie besuchet nicht die unheiligen Versammlungen der falschen Heiligen, und keine hochmüthige Betschwester betritt ihre Thürschwelle. Sie kennet die Schwäche ihres Eifers, sie empfindet die Mängel ihres Glaubens, und glaubt christlich, es sey ihre Pflicht die irrenden Brüder und Schwestern zu ertragen, nicht sich von denselben abzusondern. Sie weiß, daß der GOtt den sie verehret, die Liebe des Nächsten, als die erste Pflicht nach seiner Ehre, von den Sterblichen fodert, und ihr edles Herz ist von Natur schon genug zu dieser schönen Tugend geneigt. Kein Augenblick ist ihr kostbarer als der so ihr eine Gelegenheit zu der Ausübung derselben an die Hand giebt.

Gegen ihre Eltern ist sie ein wolgeartetes und verträgliches Kind; sie sezet ihre Vergnügungen dem Willen derselben nach; sie opfert

ihnen

ihnen ihren Geschmack auf, und ist niemals freudiger als wenn ihr Gehorsam gegen dieselben einen Sieg über ihre eigne Neigungen erhält.

In der Freundschaft ist sie ein Muster der Gefälligkeit und der Aufrichtigkeit, und sie hat die Klugheit gehabt, nur solche Freundinnen zu wählen, gegen die sie ohne die Gefahr verderbet zu werden, aufrichtig seyn kann.

Ihr Umgang ist lehrreich eben so sehr durch ihr Beyspiel als durch ihre klugen Reden, und angenehm durch die Reize, die alles was sie sagt und was sie thut begleiten. Diese fliessen aus der ächten Schönheit ihres Geistes, und aus der ungeheuchelten Güte ihres Herzens.

Diese letztere zeiget sie insonderheit gegen die Unglückseligen und Bedürftigen. Einen ziemlichen Theil derjenigen Gelder, die man ihr zu ihren Vergnügen und kleinen Ausgaben ausgesetzet hat, brauchet sie die Schmerzen und die

Bedürfnisse derselben zu heben; und keine Pflicht hat für ihre zärtliche Seele so empfindliche Reize.

Ihre Gefälligkeit gegen ihren Nächsten ist keine Wirkung einer gezwungenen Höflichkeit. Sie ist ein Ausfluß ihrer edeln Sinnesart, die ihr Vergnügen in anderer Vergnügen suchet. Sie ist auch keine blinde unverständige Nachgebung, wo das Begehren der Gesellschaft aufhöret, billig oder anständig zu seyn.

Gegen dem geringern und schwächern ist sie liebreich. Sie thut alles was ihr möglich ist, ihm das Gefühl seiner Niedrigkeit zu erleichtern. Die Vortheile, die ihr die Natur und die Vorsehung mitgetheilet haben, würden ihr zur Last werden, wenn der Mißbrauch oder die Spieglung davon ihrem Nächsten Mißvergnügen erwecken sollten.

Wen das Alter, die Würde, und die Verdienste über sie erheben, gegen diesen hat sie

die tiefste Ehrerbietung; und wer ihr gleich ist, für den hat sie eine Achtung und eine Höflichkeit die der Ehrerbietung beykömmt.

Sie weiß die Ehrfurcht, die man ihrem Geschlechte schuldig ist, gegen den unverschämten und einbildischen Stutzer zu behaupten; und ohne die Person einer kahlen Spröden zu spielen, hält sie den jungen Herrn in den engesten Schranken der Anständigkeit.

Ihr Geist ist allzu fein und allzu wohl gebildet, daß ein glücklicher und wohlgewählter Scherz, und ein aufgewekter Einfall ihr mißfallen sollten. Sie gähnet nicht bey den erhabenen Reden eines Weisen, allein sie ärgert sich auch nicht bey den muntern Einfällen eines Jünglings. **Wielands** und **Bodmers** erhabne Gedichte sind die liebste Nahrung ihres Geistes; aber in freudigen Augenblicken liest sie mit eben so vielem Vergnügen deinen unvergleichlichen Daphnis, schätzbarer **Gesner**.

Das

Das Romanenhafte in dem Umgange hasset sie eben so sehr als die Lesung dieser geist- und herzenverderbender Bücher. Ihr edles Herz ist für die Liebe gebildet, aber sie förchtet dieselbe mehr als alle andern Gefahren des Lebens zusammen. Wie sollte sie es nicht thun, da das verdorbene Herz des Jünglings nur auf die Unschuld des einfältigen und sichern Mädgens lauert, oder nach nichts trachtet als dasselbe zu einem Opfer seines Eigennutzes und seines Ehrgeizes zu machen?

Wo ist der Jüngling, der ihrer würdig sey? und das Herz das verdiene mit dem ihrigen in eines gewebt zu werden?

O Göttinn! täglich flehet dich meine sehnende Seele an, meine Triebe vollkommner zu machen; meine Fehler zu tilgen, und meine schwache Tugend des Besitzes einer solchen göttlichen Geliebten würdig zu machen. Niemals wiegen die vielfachen Mängel, die mich entzie-

ren, meinem bangen Gemüthe schwärer, als wenn es betrachtet, wie weit es noch von der Würdigkeit entfernet sey, die ihm ein Recht auf das Herz deiner himmlischen Tochter geben könnte; und wenn man mich in einsamen Oertern melancholisch herumirren siehet; so ist es nur, weil ich mit mir selbst unzufrieden unter der Last meiner Unvollkommenheiten und den Qualen meines sehnenden Herzens beynahe erlige.

Die

„Die Hofnung.

Ich habe sie gefunden, o Göttinn, ich habe sie gefunden. Nicht umsonst hat sich mein Herz allezeit wieder nach denen glückseligen Gegenden gesehnet, wo die göttliche Weisheit ihren Sitz aufgeschlagen hat, und wo sie die Tugend und die Unschuld der verdorbenen Welt, bewundert, aber nicht gefolget, anpreiset; denn daselbst wohnet dieses göttliche Mädgen. Daselbst bringet es unter deiner sorgfältigen Aufsicht seine unschuldige Jugend zu, von dir zu der Tugend und zu der himmlischen Liebe gebildet.

Nicht umsonst brannte mein Herz von Verlangen den reizenden Ort wieder zu sehen, wo der erhabene R** mir in meiner zärtesten Jugend die Liebe zur Wahrheit und zur Weisheit eingeflösset hat. Denn daselbst sollte ich Elmiren

ren das erste mahl sehn. Daselbst sollte mein zärtliches Herz von ihren sanften einnehmenden Blicken in Flammen gesezet werden, die niemals erlöschen sollen. Erlaube mir, Göttinn, dir meine Freude, meine Entzückung zu erzehlen, und auch dir meine Schmerzen und meine Furcht anzuvertrauen.

Es war an einem rauschenden Freudenfeste, als meine Augen zum erstenmal die reizende Elmire erblickten. Ein glücklicher Zufall, oder vielmehr du selbst, o Göttinn, hattest mir das Glück bestimmet sie in die Gesellschaft zu begleiten, von deren sie die Krone und die Zierde seyn sollte. Noch itzt zittert mein empfindliches Herz, wenn es an diesen glückseligen Augenblick denket, wenn es sich vorstellet, was es damals empfunden habe, als es das erstemal Elmirens bescheidene Schönheit erblickete, als es die ersten süssen Töne von ihrem liebreichen Munde vernahm.

Sey

Sey mir gesegnet, schönster Augenblick meines Lebens. Ewig, ewig sollst du meinem zärtlichen Gemüthe gegenwärtig bleiben. Ewig sollst du es mit einem Vergnügen rühren, das dem Schmerzen so nahe ist.

Ich kann mir selbst noch nicht vorstellen, wie ich mich mit Elmiren in der freudigen Versammlung fand, in welcher mich nichts mehr rührete, und nichts mehr schön dünkte. Ich verglich alles mit Elmiren. Eine ganze Schaar blühender Mädgen, schöner als der lieblichste Frühling, bemüheten sich zu gefallen und schön zu scheinen. Ich bemerkte nur Elmiren, die von dem Ehrgeize zu gefallen so weit entfernt war, so sehr die andern davon brannten. So verbirgt sich in einem Blumengarten eine schöne und lieblich riechende Rose zwischen Blättern, indem nicht so edle aber mehr schimmernde Blumen ihre Häupter vermessen hervorstrecken.

Welch ein schöner Abend war dieses nicht für mich, und welche angenehme aber allzukurze

Tage

Tage folgeten nicht darauf. Elmiren täglich sehn, sie täglich sprechen, sie täglich bewundern, welch ein beneidenswürdiges Geschicke? Warum solltest du so kurz dauern, und warum mußte ein allzustrenger Befehl des gütigsten Fürsten mich zurückeberufen, ehe ich noch Elmiren gestehen durfte daß ich sie liebte, daß sie allein mein Glück vollkommen machen könnte, und daß ohne sie mein Herz verdammet wäre beständig zu schmachten! Vielleicht hast du mich nicht ohne Absichten von ihr absondern wollen, o Göttinn! Vielleicht machest du aus dieser Absonderung selbst ein Mittel zu meinem Glücke. Oder hast du mich bestimmet unglückselig zu seyn? Es geschehe, was mir die Vorsehung zugedacht hat!

Ich will indessen mein Herz mit der Betrachtung meiner reizenden Elmiren erquicken, und mein Gemüth mit der Ueberdenckung eines

Glückes belustigen, das vielleicht für einen andern als für mich bestimmet ist. - - Aber diese traurige Vorstellungen will ich weit von mir wegbannen. Du selbst, o Göttinn, hebe sie aus meinem Herzen, und befreye es von allen trüben Gedanken, da es sich von Elmiren unterhalten will.

Ich sehe sie nun, wie sie an dem Ufer der sanften Pleisse in unschuldigem Vergnügen einhergeht. Welch eine Sittsamkeit herrschet nicht in allen ihren Gebährden! welch eine Schamhaftigkeit in ihren Blicken! Welch ein Wohlstand in ihren Minen? Welch ein Witz, welch ein Verstand leuchtet aus allem hervor! Nein ich betriege mich nicht. Die Welt besitzet keine schönere Seele. Die lieblichste, die vollkommenste Tugend blühet schon in diesem zarten Herzen, und verspricht die edelsten, die erhabensten Früchte. Glückselig derjenige, der dieselben se-

hen

hen wird. Noch glückseliger derjenige, welcher zu dem Besitze, zu dem Genusse derselben bestimmet ist. Der Himmel hat auf dieser Erde kein schätzbares Gut, womit er die reinste und die erhabenste Tugend belohnen könnte.

Welche schöne Tage stehen nicht dir bevor, allzu glückseliger Sterblicher, dessen Tage mit Elmirens Tagen verwoben seyn sollen! Stehe mir bey, o Göttinn, diese reizende Aussicht in Zeiten zu schildern, die noch nicht sind, und die sich die glücklichste Einbildungskraft so schön nicht vorstellen kann, als sie es in der That seyn werden.

An Elmirens Seite die Wanderschaft zubringen, zu deren wir auf dieser flüchtigen Erde bestimmet sind, welch ein himmlisches Loos? Und wenn das Schicksal sich durch lauter unwegsame, einsame und fürchterliche Pfade, in

schrecklichen Wildnissen und Einöden führen sollte; du würdest auf deiner Reise ein lebhafters und höhers Vergnügen geniessen, als ohne sie in den lachenden Gärten Elysiens. Ein Blick von ihr, eines von ihren süssen Worten, ist mächtig genug alle trüben Wolken deines Gemüthes zu zerstreuen, die Unruhe aus deinem Herzen zu verbannen, und Licht und Ordnung darinnen zu erschaffen.

Wie schöne werden nicht deine seligen Tage dahinströmen? Ein jeder entstehender Morgen wird dir lieblicher lächeln. Ein jeder Tag wird dir neue Freude gebähren. Du wirst mit Unwillen das Haus verlassen, wo deine unvergleichliche Freundin mit dir wohnet; und wirst mit einer brünstigen Sehnsucht der Stunde entgegen sehen, da du von Geschäften befreyet, dahin zurückkehren kannst, wo du nichts als Ordnung und Vergnügen finden wirst. Deinem

glückseligen Hause wird kein Haus in der Stadt gleichen. Frieden, Seegen, und himmlisches Vergnügen werden darauf ruhen. Die Tugend wird ihren Wohnplaz darinnen aufschlagen, und die Weisheit wird ihr göttliches Licht darinnen leuchten lassen.

Immittelst daß du das Wohl des Staates zu besorgen, das Reich der Wahrheit und der Tugend auszubreiten, oder die Schätze, die dir deine Voreltern hinterlassen haben, auf eine erlaubte Art zu vermehren beschäftiget bist; sorget Elmire mit mütterlicher Wachsamkeit für die Erhaltung deines Hauswesens, und übet im Kleinen die Tugenden einer weisen Regentin aus; dem Scheine nach mit einer unedeln Sorge beladen; in der That aber, und in der Art wie sie dieselbe ausübet, eben so groß und so wichtig als die deinen. Derselbige Verstand, der die Ordnung und die Richtigkeit in einer Familie unterhält, würde das gleiche in einem

Staate zu Stande bringen, wenn ihm die Versehung eine Stelle angewiesen hätte, welche diese Sorge von ihm erforderte.

In denjenigen Stunden, da du von Geschäften frey, dich mit Elmiren unterhältst, werden ihre Weisheit und ihr Verstand deine Seele erlaben; und wenn schon deine Gelehrtheit und deine Erfahrung dir unendliche Vortheile über dieselben geben, so werden sie dich doch manches lehren, das die milde Natur der stolzen Unachtsamkeit der Philosophen verborgen, und davon sie die Erkenntniß in die edeln Seelen ihrer Lieblinge hinein gegossen hat.

Sie wird dich lehren dein wildes Feuer mässigen, deinen Ehrgeiz zähmen, und deinen Begierden Schrancken setzen, ohne welche du das wahre Glück immer verfehlen würdest. Deine Tugend wird von ihrer sanften Tugend eine Gelindigkeit entlehnen, die sie weit lieblicher und

weit

weit einnehmender machen wird, und ihr Geist wird dem deinigen eine Feinheit und eine Empfindlichkeit mittheilen, welche für dich Quellen unzählicher angenehmer Empfindungen abgeben werden.

Eure edelste und angenehmste gemeinschaftliche Beschäftigung wird seyn, eure Tugenden auf die reizenden Früchte eurer Liebe fortzupflanzen. Ihr werdet mit einer Freude, die nur gefühlet und nicht beschrieben werden kann, euch selbst in euch gleichen Söhnen und Töchtern wieder sehen, und die unschuldigen Tage eurer blühenden Jugend in ihren freudigen Scherzen wieder geniessen.

In einer göttlichen Tochter, welche für die Tugend und die himmlischen Empfindungen der reinen Liebe aufblühet, wirst du Elmiren wieder bewundern und gedoppelt lieben. Elmire wird bey der heranwachsenden männlichen Tu-

gend und Weisheit eines deiner würdigen Sohnes vor Freuden zerfliessen, dich mit einem solchen Geschenke beglücket zu haben. Euer Mitbürger wird nicht wissen, ob er euch wegen des Glückes, das ihr in euch selbst, oder wegen desjenigen das ihr in euern Kindern findet, mehr bewundern und selig preisen soll. Euer Alter wird eben so glücklich seyn als eure Jugend, weil diese tugendhaft gewesen ist. In weniger lebhaften, aber ruhigen, reulosen, und vergnüglichen Empfindungen wird es dahin fliessen, bis es sich in den weiten Schlund ungefühlt verlieret, der endlich alles verschlinget.

Welch ein himmlisches Glück habe ich nicht beschrieben, o Göttinn! Möchte es mir bestimmet seyn! Möchte ich es verdienen! Erhebe, adle meine Triebe. Entflamme meine Seele mit mächtiger Innbrunst zur himmlischen Tugend! Mache daß sie eben so sehr gegen dieselbe,

als gegen Elmiren brenne; entzünde in Elmiren die sanften Triebe der edlern Liebe. Wende ihr schönes Herz auf mich. Zernichte ihre Gleichgiltigkeit, und wie sie mich ehmals floh, so mache daß sie nun wünsche mich um sich zu haben; daß sie --- Doch sind meine Wünsche nicht zu verwegen? Richte selbst, o Göttinn --- und da Elmirens Herz alleiu der Preis der reinsten Tugend ist, so scheuke mir erst die Tugend, und dann Elmiren.

„Der Besitz.

Ich bin glückselig, o Göttinn! Ich bin der glückseligste von allen Sterblichen. Elmire, die liebenswürdige Elmire, ist die meinige. Die eifrigsten, die feurigsten meiner Wünsche sind erfüllet. Ich habe nichts mehr zu wünschen. Sie bekrönet meine zärtlichen Triebe mit der aufrichtigsten, mit der reinsten Gegenliebe. Die Harmonie, welche die Glückseligkeit zweyer Herzen machet, machet unsere zwo Seelen zu einer einzigen. Wir sind auf dem Gipfel der Glückseligkeit. Schon hat der segnende Priester die heiligen Worte über uns gesprochen, die uns unsern beyderseitigen Besitz auf ewig versichern. Kein Unfall, keine Hindernisse, Neid, Mißgunst und alle Bosheit der Welt sind nicht mehr vermögend, unser glückseliges Band zu trennen.

Unsre Freude ist auf dem höchsten Grade, und unter allen Weltbürgern ist keiner mit dem wir unser Schiksal vertauschen wollten. Cäsar mag den Weltkreis besitzen ; er reitzet unsern Neid nicht ; * wir besitzen mehr ; wir besitzen was wir lieben. Ja wir getrauen uns beynahe, wie Epikur, es in diesem Puncten mit den unsterblichen Bewohnern des Himmels aufzunehmen.

Aber, o Göttinn, reisset mich nicht mein schwärmendes Herz allzuweit dahin ? Verblende ich mich nicht selbst muthwilliger Weise ? Vielleicht ist alles nur ein schöner Traum, und mein einfältiges Herz täuschet sich mit Versprechungen, davon die glänzenden Bilder nur allzu bald verschwinden werden. Ist denn kein Vergnügen auf der Erde rein, und von banger Furcht unvermischet ? Ich zittre, wenn ich an das Ur-

* Let Caesar have the World, if Marcia's mine. Juba beym Addison.

theil denke, welches die Welt über unsre Entzückungen fället. Alles dieses sagt sie, ist gut und schöne. Aber diese Freude wird nicht lange dauern. Laßt die Flitterwochen vorbeyrauschen: Wir schenken euch so gar Flitterjahre. Sie werden gar zu frühe ein Ende nehmen, und es wird sich alles, auch das Andenken dieser schönen Zeiten, verlieren.

Traurige Prophezeyung, die mich bis in das innerste meiner Seele betrübet! Ist denn dieses das unvermeidliche Schicksal der Liebenden, daß sie einander gleichgiltig werden sollen? Und ist es nicht möglich demselben zu entgehen? Sind dieses nicht die ewigen Gesetze der Natur, und ist sie eine so grausame Mutter, daß sie nur ihr schönstes Geschenk nur so lange gönnet, als es nöthig ist, daß uns der Verlust davon unglücklich mache? Ich bin so ungerecht nicht, dieselbe einer solchen Härtigkeit anzuklagen.

Ich glaube indessen gar gerne, diese feurigen, diese lebhaften Triebe die man bey einer entstehenden Leidenschaft und bey dem ersten Besitze dessen so man liebt empfindet, verlieren und schwächen sich nach und nach. Wir kommen in ein Alter und in eine Verfassung, da unser Gemüth mit ganz andern Neigungen, und mit höhern Pflichten beschäftigt ist. So feurige, so unruhige Triebe würden die Hindernisse davon seyn; sie wären nicht mehr in der Ordnung. Aber deswegen verliert sich die wahre Liebe nicht; oder wenn es geschieht so ist es durch die eigne Schuld der Unglücklichen. Sie ändert nur ihre Natur; Sie verwandelt sich in eine vollkommnere und ruhigere Neigung. Sie wird Freundschaft, und sie bleibet eine eben so enge Gemeinschaft der Glückseligkeit der Liebenden. Gefälligkeit, Zärtlichkeit, Treue; alles was zur Glückseligkeit zweyer Herzen nöthig ist, bleibet. Nur die flatterhaften Triebe, das Kindische, das Sinnliche der Liebe entfliehet mit flüchtigen Schwingen.

Wenn

Wenn diese Vergnügungen das einzige gewesen sind, was Liebende bey einander gesuchet und gefunden haben, so folget auf ein kurzes Vergnügen ein langes trauriges Leben. Ist aber ihre Liebe auf etwas wesentlichers, auf dasjenige was der Grund einer wahren und edeln Freundschaft seyn soll, auf Verstand, Tugend und ein gutes Gemüthe gegründet, so kann sie sich niemals verlieren, sie wird immer fester und dauerhafter. Sie nimmt zwar an Glanze ab, und wirft nicht mehr so helle Flammen von sich; allein sie wird täglich feiner, reiner, und vollkommener, und unserer Vollkommenheit wird eine Nahrung der edelsten Triebe, welche Liebende beglückseligen.

Ich bin also ruhig, o Göttinn! Elmire und ich, wir haben das Schicksal thörichter und eigennüziger Liebender nicht zu förchten. Unsere Vereinigung ruhet auf allzu festen, auf unzerstörbaren Gründen. Verderbniß, Eitelkeit, und Leichtsinn sind zu schwach, derselben etwas

anzugewinnen. Ein Werk das du selbst angefangen hast, das die Klugheit geführet, und die Weisheit vollendet hat, sollte es auch den wüthendsten Stürmen der mächtigsten Feinde nicht widerstehen können? Sollte ich nicht mit eben der Zuversicht und eben der Wahrheit, wie die zärtliche und fühlende Singer zu ihrem theuern **Rowe** sagte, zu **Elmiren** sagen können:

Dich, dich liebet mein Herz, so lange der Odem mir bleibet;
Und empfind ich auf mir die eiskalte Hand des Todes,
Wann itzt mein Herze mir steht, und alle Sinne mir fehlen,
Schließ ich dein himmlisches Bild in meine brechenden Augen,
Seufze nochmals nach dir; denn leg ich mich nieder, und sterbe.

Die Gesellschaftlichkeit
und die
Ergötzlichkeiten.

Das menschliche Herz wird von einem unwiderstehlichen Hange zu dem Vergnügen und zu den angenehmen Empfindungen beherrschet. Diese Neigung wird von der Natur nicht nur nicht mißbilliget, sondern sie ist das einzige Triebrad, womit sie uns zu der Erfüllung ihrer weisen Absichten beweget. Diese gütige und milde Mutter und Regentinn hat mit allen unsern Bewegungen, mit allen unsern Begierden, mit allen unsern Gedanken, die der Ordnung gemäß sind, folglich mit der Erfüllung einer jeden Pflicht, einen gewissen Grad von Vergnügen und Wollust verknüpfet; und ein jedes Gefühl unsers Daseyns würde für uns eine Quelle von

A solchen

solchen seyn, wenn nicht unsere eigene, unserer Voreltern, oder unserer verderbten Nebenmenschen, Unmäßigkeit und Unbedachtsamkeit, in unserm Körper und in unserer Seele, die Ordnung der Gedanken und der Bewegungen störeten.

Insonderheit hat die Natur auf den gesellschaftlichen Umgang der Menschen eine Süssigkeit und eine Annehmlichkeit gegossen, welche demselben den Rang eines der vornehmsten Güter geben, durch welche sie ihre Lieblinge hat beglückseligen wollen. Die Liebe, der schönste und der edelste Trieb der menschlichen Seele, kann sich nicht anders äussern als in der Gesellschaft. Das Vergnügen, das einer aus dem Vergnügen des andern empfindet, ist das zärtlichste und das reineste in unserer Seele; ich füge hinzu, auch das lebhafteste, wenn noch keine unglückseligen Leidenschaften die Macht derselben schwächen, und alles unser Gefühl auf uns allein einschränken.

Durch den gesellschaftlichen Umgang vervielfachet sich ein jedes Gut einer besondern Person, und wird für alle Mitglieder der Gesellschaft auch zu einem solchen. Die besondere Freude eines jeden wird eine allgemeine; und es ist ganz natürlich, daß die Menschen sich bey freudigen Anläsen versammeln, und durch alle Arten von Ausbrüchen der Freude und der Zufriedenheit die Begebenheiten feyern, die allen oder einem insbesondere ausnehmend vortheilhaft sind.

Wenn wir die Geschichtbücher der Völker durchgehen, so werden wir finden, daß dieses der Ursprung der Lustbarkeiten und der feyerlichen Versammlungen gewesen sey. Die Erndte, die Weinlese, und andere Zeitpuncten, in welchen die Menschen aus den Händen der milden Natur die Gutthaten derselben empfiengen, waren auch diejenigen, da sie ihre freudigen Zusammenkünfte hielten, und durch Tänze, Musik, angenehme Gespräche, und Gastmähler,

einander ihr Vergnügen über ihr gemeinschaftliches Wohl bezeugeten. Die glückseligen Begebenheiten besonderer Familien, die Heyrathen junger Verliebten, die Geburt künftiger Erben, die Beförderung würdiger Verwandten, wurden von ihnen auf die gleiche Art gefeyert; und was konnte der Menschheit würdiger seyn als solche Feste, die nichts als Liebe beseelete?

Nachdem die Menschen sich den bürgerlichen Gesellschaften nach und nach mehr Bequemlichkeit und Musse, und einen feinern Geschmack erworben hatten, so wuchs mit den Anlässen zu den Lustbarkeiten auch die Vollkommenheit derselben. Die Weisesten, und diejenigen, die in der Einrichtung ihrer Staaten gewisse besondere Tugenden, die sie ihren Bürgern beybringen wollten, zur Absicht hatten, richteten ihre Feste auf eine dazu bequeme Art ein. Daher bestunden die grösten Feyerlichkeiten der Griechen in Wettstreiten von allen Arten, durch welche sie

zu den kriegerischen Tugenden angefeuert und tüchtig gemacht wurden. Diese Feyerlichkeiten waren auch der Freundschaft und der Vereinigung der Völker geheiliget; wie in Griechenland unter andern die olympischen Spiele, und in Italien die lateinischen Feyertage.

Die Mahlzeiten insbesondere wurden von den meisten alten Republicanern für ein Mittel angesehen, wodurch die Bürger einander kennen und lieben lernen könnten. Die Lacedämonier gebrauchten sie, die Bürger zur Mäßigung zu gewöhnen, und die alten Germanier hielten, obgleich wahrscheinlicher Weise aus einem andern Grunde, auch sehr viel davon.

Die grösten Lustbarkeiten der vornehmsten alten Republicaner, der Athenienser und der Römer, waren die Schauspiele. Jene hatten theils aus Muthwillen, theils aus einer republicanischen Wuth eine grosse Neigung zu dieser Art Ergötzlichkeiten. Der müßige attische Pöbel

sah

sah das Glück und den Wohlstand seiner reichen Mitbürger nicht ohne Neid und Mißgunst an. Seine gröste Neigung war zu Spötterenen, und er wußte sich nicht besser an dem Glücke seines Mitbürgers zu rächen, als ihn auf der öffentlichen Schaubühne lächerlich machen zu lassen. Der Reiche, der lieber ausgespottet als verbannet seyn wollte, mußte sich dazu bequemen, und sich der Ausgelassenheit der alten Comödie geduldig unterwerfen. Auf der andern Seite gab der Haß der Tyranney, und die Liebe der Freyheit diesem Volke einen eben so grossen Geschmack an der tragischen Schaubühne; und Athen genoß bey jedem Trauerspiele, das einen unglücklichen Tyrannen vorstellte, die Empfindungen der geretteten Freyheit. Die vielfachen Unglücksfälle der Familie des Lajus wurden für das attische Volk eine unversiegliche Quelle von Vergnügen.

Das kriegerische Rom liebte eine andere Art von Schauspielen. Neben seinen ungereimten Fratzen

waren Gladiatoren, Thiergefechte, und dergleichen zur Grausamkeit reizende Anblicke, die Gegenstände, die ihm am meisten Vergnügen erweckten. Die gesitteten Jünglinge, die zärtlichen Väter des bescheidenen Terenz haben nie vermocht Rom so sehr in Bewegung zu sezen als ein Gladiator, oder ein seltsames fremdes Thier. Endlich wurden diese grossen und mächtigen Städte zu völligen Sitzen aller Arten von Ergötzlichkeiten, Lustbarkeiten und Schwelgerey. Nachdem ihre unordentlichen Wohllüste nach und nach unmäßig zugenommen hatten, fiengen sie an das ganze Leben nicht anders als ein Gewebe von Lustbarkeiten anzusehen, und wurden also auf den Grund verderbet.

Diejenigen Völker, welche die Länder der durch die Wohllüste und durch die Laster entmannten Römer eingenommen haben, hatten eben sowol ihre Lustbarkeiten. Die Natur giebt allerorten dem gemeinen Manne den gleichen Hang zu den einfältigen Ergötzlichkeiten. Der

Adel

Adel hatte seine eignen, darunter die Turniere und Ritterspiele nicht die geringsten waren. Es war eine Zeit, da weise und zärtliche Dichter an den Höfen herum irreten, und durch die Lobgesänge der Tugend, der Tapferkeit, und des Frauenzimmers die Freuden der Fürsten und ihrer Hofleute beseeleten und adelten. Die Barbarey und die Kriege vertrieben dieselben, und mit ihnen die feinen Sitten und Empfindungen. * Doch blieben Tänze, Ritterspiele, und prächtige Aufzüge immer die Lustbarkeiten des Adels; in einer grössern oder geringern Vollkommenheit, nachdem es die Umstände der Zeiten erlaubten.

Indessen schwang sich Italien wieder aus der Barbarey. Rom, Venedig, und andere Städte lerneten mildere Sitten, und fiengen

* Her Mars der rihset in dem Lande
Und hat verhert den Got Amur,
sagt einer dieser zärtlichen u. tugendhaften Dichter.

an ihre Lustbarkeiten zu erhöhen, und das gesellschaftliche Leben auf einen andern Fuß zu setzen. Von ihnen entlehnte ein Volk, das gemachet ist alles auf das höchste zu treiben, das Exempel und den Geschmack der Lustbarkeiten, und ließ seine Lehrer weit hinter sich. Es polierte sich nach und nach, und bracht endlich ein System von Gesellschaftlichkeit und angenehmer Lebensart zu Stande, das den Beyfall aller Völker und auch den unsrigen erhalten hat. Denn was ist schlimm, das wir nicht mit Vergnügen von unsern Nachbarn entlehnten?

Der Hauptgrundsatz dieses Systems ist; daß die Menschen gebohren sind gesellschaftlich zu leben, das ist, einander beständig die Zeit zu vertreiben; und daß je mehr Lustbarkeiten man genossen habe, desto besser habe man auch das Leben zugebracht. Daraus ziehet man die Folgen: Daß je mehr ein Mensch zu der Erhöhung und zum Genusse der Ergötzlichkeiten beytrage, sein

Daseyn

Daseyn auch für die Gesellschaft von einem desto grössern Werthe sey; daß alle Geschäfte und Pflichten, die uns von dieser Gesellschaftlichkeit abhalten, nur desto schwerer und unerträglicher seyn, je mehr sie uns in diesem Stüke einschränken; daß man dieselben hiemit so viel als möglich andern überlassen müsse; daß jeder Tag, den man nicht in der Gesellschaft zubringet, verlohren sey; und daß man insonderheit darum bekümmert seyn soll, wie man seine Lustbarkeiten anordne, und einem jeden Tage seine besondere Freude verschaffe.

Dieses System von Gesellschaftlichkeit hat keinen geringen Schein; und unsere leichtsinnige Jugend nimmt es mit einem sonderbaren Vergnügen an. Indessen ist es in dem Grunde falsch und verderblich. Es entziehet einen grossen Theil der Gesellschaft ihren wesentlichen Pflichten; es ersäufet die Jugend in den Lüsten;

es erniedrigt den Geist mit beständig gegenwärtigen kleinen und niedrigen Begriffen; es machet ihn für das wahre Grosse unfühlbar; und da es dem Menschen die Ehre in Gesellschaft sich hervorzuthun als seine wesentliche Pflicht vorstellet, so ersticket es in demselben das Gefühl dessen was er seinem Vaterlande, seiner Familie, und sich selbst schuldig ist.

Es ist nicht wahr, daß der Mensch nur in so fern das Leben geneußt, als er es in den Lustbarkeiten zubringet. Die Lustbarkeiten hören auf es zu seyn, wenn man sie beständig geneußt. Eine jede unserer Pflichten, die wir erfüllen, ist ein Genuß des Lebens, und ist mit einem Vergnügen verknüpfet. Der gröste Theil unserer Zeit gehöret ihnen zu. Wenn wir in unserer Jugend uns tüchtig machen wollen dem Staate zu dienen, wenn wir in dem Alter ihm würklich dienen wollen; wenn wir unser Hauswesen wol besorgen, unsere Kinder wol aufer-

ziehen,

ziehen, unsern Freunden wichtige Dienste leisten, und andere unserer Pflichten im Ernste erfüllen wollen: so werden wir gewiß nicht so viele Augenblicke unsers Lebens leer finden; wir werden die meisten mit einem eben so wahren Vergnügen anfüllen können, als wenn wir sie in den rauschendsten Ergötzlichkeiten zubrächten.

Unser Leben soll ein Gewebe von Arbeiten seyn, * und die Lustbarkeiten sollen nur hier und da dasselbe unterbrechen. Dieses ist der Zweck unsers grossen Urhebers, der uns zum Nutzen

* Der Müßiggang ist eine unglückselige Quelle unendlicher Uebel, und der Mangel der Beschäftigung allein machet einen grossen Theil der Menschen unglücklich und lasterhaft. Ich habe deswegen oben alle diejenigen, die in den Städten nichts zu thun haben, auf das Land verwiesen. Wie sie sich da beschäftigen können, kann ihnen allenfalls die vortreffliche Schrift: **Die Einrichtung einer Haushaltung, so wol in der Stadt als auf dem Lande;** so im Jahr 1754. zu Leipzig heraus gekommen ist, zureichende Anweisung geben.

und nicht zur Lust in die Welt gesezet hat; und welcher will, daß wir gut, und seiner würdig, nicht daß wir verderbt seyn sollen. Wir sollen die Blühten des Lebens eben nicht verachten, wir sollen sie geniessen; allein wir sollen dabey immer betrachten, daß die Früchte das wesentliche davon sind.

Wenn wir hiemit weise sind, so hüten wir uns wol, die Glückseligkeit unserer Nachbarn wegen ihrer so gerühmten Gesellschaftlichkeit zu beneiden. Dieselbe kann nicht anders als verderblich seyn; insonderheit für Staaten wie die unsrigen, da der Wohlstand der Bürger sich auf eine kluge Oekonomie gründet. Fahren wir fort die Ergözlichkeiten, wie unsere Voreltern, nur von Zeit zu Zeit, und bey gewissen freudigen Anlässen, zu geniessen.

Unterlassen wir aber nicht dieselben vollkommner zu machen. Verbannen wir daraus, was unsere ungezogene Jugend unanständiges dabey

einge-

eingeführet hat. Entlehnen wir von unsern Nachbarn die Anständigkeit und die Würde, die ihren Gesellschaften ein so gutes Ansehen geben; und machen wir auch, wie sie, die unsrigen zu Schulen des Wohlstandes, der feinen Sitten, und noch über dieses der Tugenden. Unsere kleinen Gesellschaften sollen mehr der Freundschaft und nützlichen Unterhaltungen gewiedmet seyn als der Eitelkeit und dem Spiele.

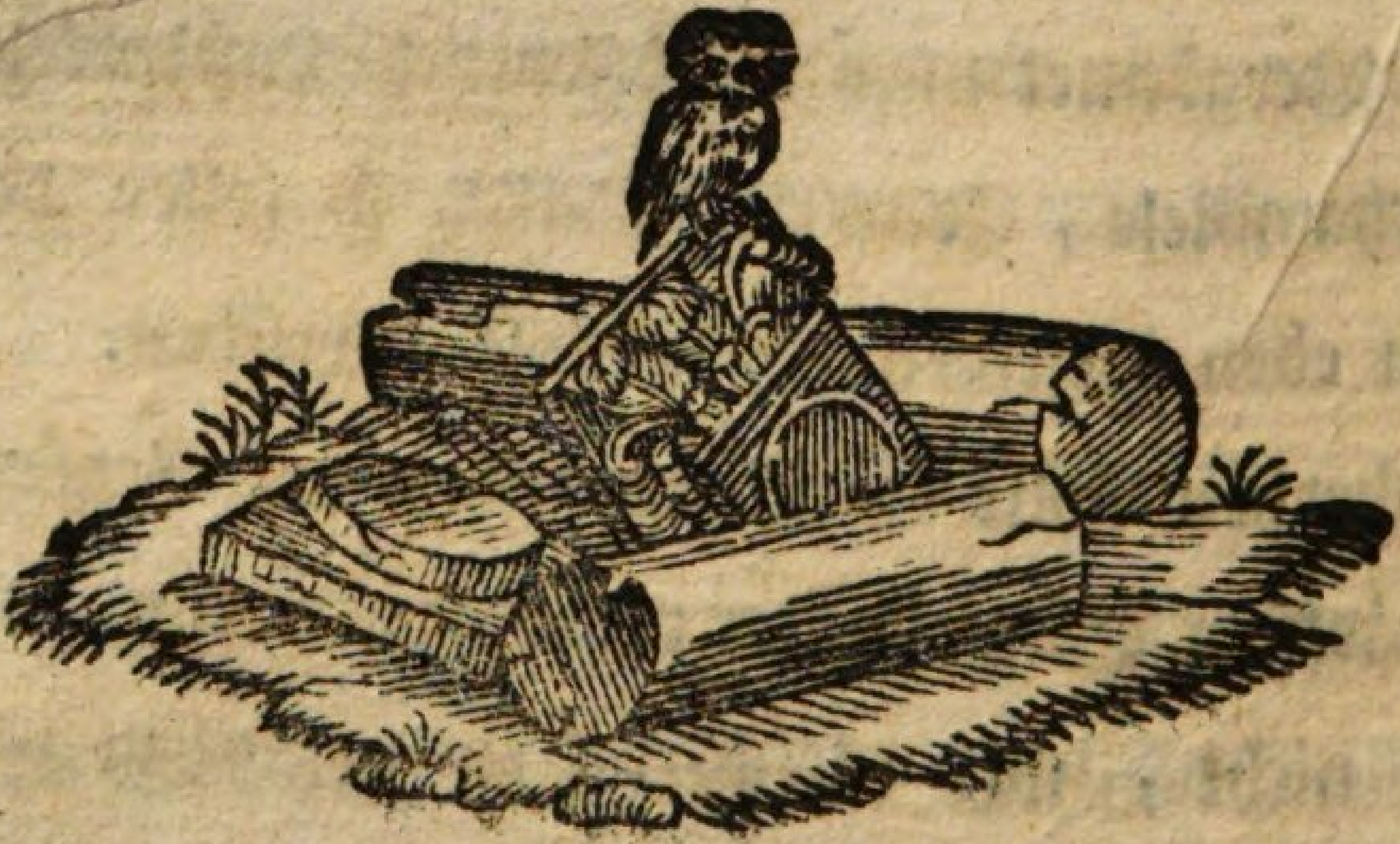
Vergönnet man uns öffentliche Lustbarkeiten, Schauspiele, Concerte, Bälle, so sollen darinnen eben dieselben Grundsätze herrschen. Insonderheit sollte die Schaubühne der Censur der schärfsten Sittenrichter unterworfen seyn, damit sie nicht, wie es überall zu geschehen pflegt, unsere Herzen, die schon verdorben genug sind, noch mehr vergifte, sondern, welches die wahre Absicht derselben seyn soll, die Liebe der Tugend und den Haß des Lasters in uns erwecke;

und

und daß wir daselbst nichts sehen, als was anständig und gut ist, und nichts hören als was unsere Seele nähret und bessert. *

---

* Nihil adſpectu gratum ſit, niſi quod pie, quod juſte fieri videas; nihil auditu ſuave, niſi quod alit animam melioremque te reddit. Lactant. Inſtit. div. VI. 21.



Die

Die Erziehung.

Die Erziehung ist ohne Zweifel eine der wichtigsten Stellen in dem menschlichen Leben. Alles übrige beruhet darauf; und wie kann auf ein schwaches und übel gelegtes Fundament ein sattes und rechtschaffnes Gebäude aufgeführet werden? Wir rohen Schweizer, die der Stolz von Völkern, die sich gesitteter glauben als uns, weil sie verdorbner sind, noch beynahe unter die Barbaren zählet, wir selbst fangen an dieses zu begreifen, und wir wären glücklich, wenn wir weise genug wären diese grosse Wahrheit in ihrem ganzen Umfange, zu Herzen zu nehmen. Je mehr wir uns von der Einfalt der Sitten, die uns ehmals, ich rede von gar langen Zeiten her, eigen gewesen sind, entfernen; je mehr sich bey uns die Mittel und die Anlässe schlimm zu seyn vermehren: desto sorgfältiger

müssen

müssen wir unsere theuern Nachkömmlinge vor den schlimmen Folgen derselben bewahren.

Eine Pflanze die aus einem gelinden und ihr gemässen Erdreiche, wo sie die Einflüsse eines sanften und milden Himmels genossen hat, in eine rohe und harte Gegend versetzet wird, brauchet eine sehr sorgfältige Verpflegung, wenn sie nicht ausarten, oder gar verderben soll. Mit dem Menschen ist es nicht anders beschaffen. In dem Stande der Natur, wo ihm die Nahrung zu den Lastern, und der Geschmack an derselben fehlet, brauchet es keiner so sorgfältigen und mühsamen Zucht, wie unter dem Verderbnisse, darunter die bürgerlichen Gesellschaften, die sich am meisten ihrer Vollkommenheiten rühmen, seufzen.

Ich getrauete mir eher, ganz allein aus einem Volke von Barbaren eine vollkommne Republic aufzurichten, als unter dem gesittetsten

der

der europäischen Völker, mit Hülfe einer Menge von Philosophen, nur hundert Bürger zu bereden, tugendhafte und rechtschaffene Menschen zu werden. In den Herzen der Barbaren ist das Gefühl der Tugend, der Ehrlichkeit, und der Pflicht, noch zart, und es darf ja nur aufgewecket, und in der Ordnung erhalten werden. Es findet da weder einen ihm entgegengesetzten Hang, noch andere Hindernisse welche es bey uns hindern, sich zu äussern.

Bey uns aber ist es, als ob sich alles verschworen hätte, die zärtesten und die schönsten Triebe der Tugend und der Natur selbst zu unterdrücken. Unter allem was uns umgiebt, ist beynahe nichts, das uns nicht verführen könnte, schlimm und boshaftig zu werden. Ehe wir anfangen zu denken, hat schon das Uebel in uns Wurzeln gefasset, durch die es ein Theil von uns selbst geworden ist. Welch eine mühselige Arbeit ist es also nicht, eine Pflanze zu pflegen,

die so vielen Gefahren, so vielen schlimmen Lüsten ausgesetzet ist, wie der Mensch! Wie wichtig ist aber auch nicht diese Arbeit? Und wie sehr sollen sich nicht die Eltern und der Staat selbst dieselbe angelegen seyn lassen?

Ich habe schon oft und viel die gute Erziehung, die man bey uns anfängt der Jugend zu geben, rühmen gehöret; und dennoch habe ich die Früchte, die ich glaube daß man sie von einer guten Erziehung hoffen kann, noch niemals weder verspüret noch rühmen gehöret. Die Söhne unserer glückseligen Väter sind weder bessere Bürger, noch bessere Menschen als diese ehmals gewesen sind; und von ihren Töchtern hat noch niemand gesagt, daß sie nur so gute Gattinnen, Mütter, und Wirthinnen wären, als ihre Mütter. Ich erinnere mich vielmehr tausendmal das Gegentheil gehöret zu haben. Sind denn unsere Gemüther so gar verdorben, daß auch die beste Erziehung an ihnen

ver-

verlohren ist, oder tauget unsere Erziehung nichts? Ich thue der Natur das Unrecht nicht an, das erstere zu glauben; darum muß ich das letztere für gewiß annehmen.

In der That welch ein elendes Ding ist das nicht, was wir Erziehung nennen? Und wie wenig kennen die meisten unter uns das wahre Wesen derselben? Man hat uns so lange gesagt, daß unsre Nachbarn, die Franzosen, ihre Kinder wol erziehen; daß auch wir endlich Lust gekriegt haben, ihnen in diesem Stücke wie in vielen andern nachzuahmen? Da wir gehöret hatten, daß sie dieses grosse Werk ohne viele Mühe, durch Tanzmeister, Musicmeister, Maler, Stikerinnen, besoldete Pedanten, und Kammermägde zu stande brächten: so hatten wir Verstandes genug es ihnen hierinnen nachzuthun, denn wir hatten so viel Geld als sie, und eben so viel Eitelkeit, die den Geiz, so uns noch hätte zurückhalten können, überwand.

Was kömmt aber hier für eine Erziehung heraus? Die Söhne werden waichlicher und zarter gewöhnet als ehmals. Man bringt ihnen in der ersten Kindheit Begriffe von einer Grösse und von einem Stande bey, für welche wir weder vornehm noch reich genug sind. Man ersticket dadurch in ihnen die Liebe zu einem bescheidenen bürgerlichen Leben, und also zu ihren Mitbürgern. Man bezahlet einen Schulfuchs der sie Latein lehren soll; und der ihnen durch seine dumme Aufführung diese so schöne und nützliche Sprache, und mit derselben alle Gelehrtheit ekelhaft machet; denn Latein und Gelehrt bedeutet bey unsern Dummköpfen eines und eben dasselbe. Sie verachten beyde; und sind beyder unwürdig. Es liegt den Eltern auch nicht viel daran, ob der Sohn in dem Lateinischen und in den Wissenschaften etwas thue; man beschäftiget ihn nur mit dergleichen Sachen, um ihn nicht völlig müssig zu lassen, ehe er zu wichtigerm aufgelegt ist; darum kann er

sie

sie auch ohne Gefahr wieder vergessen. Es wäre eher sein Schade als sein Vortheil, wenn er kein Ignorant wäre.

Die Zeit zu wichtigen Sachen kömmt herbey. Die meisten haben das Französische von ihren Ammen gelernet. Und sie dörfen es eben so wenig als andere Sachen aus dem Grunde wissen. Darum braucht es itzt hauptsächlich den Tanzmeister, den Musicmeister, und den Rechenmeister, um den Mann zu bilden, der dereinst die süsse Hoffnung seines Vaters, die Herzenslust seiner Mutter, und die Stütze des Vaterlandes seyn soll. Wenn er nur eine Reverenz machen, ein Solo spielen, und eine Rechnung zu Stande bringen kann, so hat er alles vollbracht was ein billiger Vater von ihm fodern kann. Ist er noch nicht unverschämt, noch nicht dreiste genug, einem Weibsbilde Armseligkeiten vorzuschwatzen, und hat er noch ein wenig Manieren nöthig, um das Leere in seinem

Kopfe zu ersetzen, so schicket man ihn nach Paris; wo er in dem Umgang der Hefen der Französischen Nation den Rest von Bescheidenheit und Unschuld ablegt.

Die Erziehung unserer jungen Töchter ist ungefehr eben dieselbe. Waichlichkeit, Hochmuth und Eitelkeit sind die ersten Begriffe die man ihnen beybringt, und die sie nur gar zu gerne annehmen. Man ist um nichts bemühet als sie darinnen zu bestärken. Der Innbegriff aller weiblichen Tugenden bestehet in den äusserlichen Annehmlichkeiten. Bisweilen lernen sie noch zeichnen. Allein eine wolgemachte Reverenz, und eine erträgliche Stellung, sind schon ein hoher Grad der Vollkommenheit, und die Geschicklichkeit eine italiänische Arie abzusingen, ist der allerhöchste.

Kann man dieses wahrhaftig eine Erziehung nennen? Sind wir nicht ungeschickte Blumen-

lieb-

liebhaber, welche die geruchlose Tulpe der wol- riechenden Nelke vorziehen? Sind wir nicht ta- delnswürdig, daß wir lauter Blüthe und keine Früchte verlangen? Ich tadle nicht, daß wir auch auf die angenehmen Eigenschaften sehen, sondern daß wir allein darauf sehen. Wir soll- ten aus unsern Kindern gute Bürger und Bür- gerinnen machen, und wir machen Comödian- ten, Pantomimen, und Puppen aus ihnen. Wir sollten sie wider die Gefahren, die sie in dem Leben zu ertragen haben, mit der äusser- sten Sorgfalt bewaffnen, und wir stürzen sie vorsezlicher Weise darein. Wir sollten in ihnen den Menschen bilden und vollkommen machen, und wir ersticken ihn, da wir nur um die Aus- zierungen desselben bekümmert sind. Wir sollten in ihnen das Bild GOttes entwikeln, das in ihnen liegt; und wir thun alles, nur dasselbe zu vertilgen und auszulöschen.

In der That sollen wir nicht eher diejenigen glücklich schäzen, die durch das, was wir Erziehung nennen, nicht verderbet worden sind? Sollen wir nicht die unschuldigen Opfer des Unverstandes, der Eitelkeit, und der schlimmen Exempel ihrer Eltern bedauern, die in ihrer zärtesten Kindheit durch Vorurtheile, Irrthümer und schlimme Neigungen gleichsam sorgfältig vorbereitet werden schlimm zu seyn; denen ihre Eltern selbst den Weg der Tugend verschliessen? Wäre es nicht tausendmal erwünschlicher, daß man das Wort Erziehung nie gehöret hätte, als daß man daraus die abscheuliche Kunst, die vortrefflichsten und schönsten Herzen zu verderben und zu erniedigen, gemachet hätte? Unglückselige Eltern! wenn ihr nicht selbst tugendhaft seyn, wenn ihr eure erhabne Bestimmung verfehlen wollet: so entziehet doch eure Kinder nicht ihrer erhabnen Bestimmung, so erlaubet doch ihnen es zu seyn.

Da wir in dieser Hauptsache so gröblich fehlen, so müssen wir uns nicht so sehr über die überhandnehmende Verderbniß verwundern. Wir haben Gesetze wider die Ueppigkeit, die Pracht, und alle Laster, die dem Staate schädlich sind. Allein was vermögen Gesetze ohne Sitten? Das einzige Mittel die Gesetze, und mit ihnen den Wohlstand des Vaterlands, wieder herzustellen, wäre, daß ein jeder Vater in seinem Hause reformiere, und daselbst die Gesetze der Menschlichkeit, der Bescheidenheit und der Ordnung, mit demjenigen Ansehn behaupte, wie es seine theuerste Pflicht von ihm fodert.

So lange der Zustand der Familien auf das elendeste beschaffen ist: so lange kann der Staat nicht blühend seyn. So lange die Eltern nur schlimme und in den Grund verdorbene Menschen ziehen, wie soll der Staat sich gute Bürger versprechen?

Diesem aber lieget vornemlich ob, die unverantwortliche Saumseligkeit der Eltern zu ersetzen. Er ist der gemeine Vater aller Bürger. Der junge Aufwachs derselben, die Hoffnung des Vaterlandes, gehöret mehr ihm als den Eltern. Creta und Lacedämon haben sich dieses Rechtes mit einem Erfolge bedienet, der ihnen die Bewunderung aller gesitteten Völker zugezogen hat. Die öffentliche Erziehung ist der festeste Grund, auf den ein vollkommenes und glückseliges Staatsgebäude gesetzet werden kann. Aber sind unsere Republiken in diesem Stücke nicht noch saumseliger als selbst die Eltern? Dürfen wir hoffen, daß dieselben einst von dem Geiste eines Lykurgus und eines Minos angefeuert, in die erhabnen Gedanken derselben eintreten, * und begreifen

* Löbl. Stand Bern hat durch Begnehmigung eines von weisen Patrioten abgefaßten Entwurfes eines Waisenhauses oder einer Pflanzschule würdiger und rechtschaffener Bür-

begreifen werden, daß eine zarte Pflanze, die unter einem rohen Himmelsstrich zu einer besondern Vollkommenheit gebracht werden soll, bey ihrem ersten Wachsthume am meisten Wartung und Sorgfalt nöthig hat.

ger hierzu einen rühmlichen Anfang gemachet. Der wahrhaftig eidsgenößische Verfasser der patriotischen Träume, von einem Mittel die veraltete Eydgenoßschaft wieder zu verjüngern, äussert hierüber auch Gedanken, die der Gesezgeber von Creta und von Lacedämon würdig wären. Diese beyden Vorschläge wären zwar einer besondern Erweiterung und Verbesserung fähig. Dieses könnte am besten geschehn, nach Anleitung des Plans einer Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute.

Die

Die Ueppigkeit. *

Der Mensch hat einen natürlichen Trieb, so wol die Güter welche ihm die Natur darbeut, als diejenigen die ihren Ursprung und ihre Wirksamkeit der bürgerlichen Gesellschaft, oder auch nur der Einbildung zu verdanken haben, in einem so hohen Grade und einem so weiten Umfange zu geniessen, als es immer möglich ist. Diese Neigung ist an sich noch nicht tadelhaft. Sie wird es erst durch eine schlimme und verderbliche Anwendung. Das menschliche Herz ist für etwas Grosses und Erhabnes geschaffen. Wenn es denjenigen Zwek verfehlet, der allein

würdig

* Dieses Stück würde auf Ersuchen des Verfassers des helvetischen Patrioten verfertiget, und desselben im Jahre 1759. herausgekommener helvetischer Nachlese eingerükket.

würdig und geschikt ist, ihm eine beständige Erhöhung und Vergrösserung zu gewähren, so umfassen seine Begihrden nach der Natur der herrschenden Neigung die andern Gegenstände, mit aller Stärke und in der weitesten Ausdähnung deren sie fähig sind.

Aus dieser Quelle fliesset ein Wesen, darüber Sittenlehrer und Staatskluge, ob es ein Uebel oder ein Gut sey, lange und wegen ihren schlimmen Folgen bedauerliche Wörterstreite geführet haben. Man hat in unserm Jahrhunderte angefangen, alle Erhöhung und Erweiterung des Genusses der sinnlichen Güter und Vergnügungen, mit dem nämlichen Worte zu bezeichnen, womit die Alten den schädlichen und übertriebnen Genuß derselben auszudrücken gewöhnt waren. Die Ueppigkeit * ist vor dem Zeitpuncte der

* Luxus, le luxe. Dieses deutsche Wort drücket den Begriff sehr wol aus. Ueppig

der neuen Französischen Weisheit immer für ein Uebel gehalten worden. Ein V... und andere denen es philosophischer vorkam, aus Grundsätzen verderbt zu seyn, und andere zu verderben, erweiterten ohne Noth die Bedeutung dieses Wortes, und verwirrten dadurch die Begriffe einer unendlichen Anzahl Menschen. Unglükseliger Misbrauch des Wizes! dessen verderbliche Folgen, die Sträflichkeit derer die sich desselben schuldig machen, unendlich ausdähneten.

Wir würden dergleichen Verbrechen begehen, wenn wir ohne Noth die bestimmten Begriffe der

Alten

ist alles was an einer Sache auf eine derselben oder andern schädliche Art überflüßig ist. (luxurians) Es ist aber diese Ausdrükung in dem Deutschen noch nicht so üblich und gewöhnlich, weil wir die Sache später kennen gelernet haben, und man ein einen edeln und einen minder schlimmen Begriff mit sich führendes Wort für eine Sache zu verlangen scheinet, die man in unsern Zeiten mit Gewalt hat adeln wollen.

Alten verliessen. Wir erklären hiemit ohne Umschweif die Ueppigkeit, * das ist, den übertriebenen Genuß der sinnlichen Güter, der Annehmlichkeiten und der Bequemlichkeiten des Lebens, für ein Uebel. Es bleibt uns also, ehe wir

* Einige neuere Schriftsteller nennen Ueppigkeit (luxe) alles was die Natur nicht nothwendig zu Erhaltung des Lebens erheischet, queis natura sibi non dolet negatis. Dieses ist der Ursprung so vieler Irrthümer und weitschweiffiger unbestimmter Declamationen für und wider dieselbe. Eine richtige und deutliche Erklärung hätte allen denselben vorgebogen. Weite verwirrte und schädliche Meynungen der moralischen und politischen Freydenkerey, die zu unsern Zeiten so sehr Mode geworden ist, fliessen aus keiner andern Quelle. Man darf nur die eingeführten und richtigen Begriffe von sittlichen Sachen, um etwas weniges einschränken oder ausdähnen: so ist es leicht aus Gutem Böses, und aus Bösem Gutes zu machen. Dieses sind die dialectischen Künste so vieler auch sehr geschickter Leute, welche der Leichtsinn unserer Zeiten als so viele Lichter der Welt bewundert, und deren Witz auch alle Bewunderung verdiente, wenn sie denselben nicht durch einen schlimmen Gebrauch entehrten.

wir den Mitteln demselben zu steuern nachforschen, nichts übrig, als zu bestimmen wo der wahre Genuß der sinnlichen Güter aufhöre, und wo die Uebertreibung derselben anfange.

Dieses geschiehet, so bald der Mensch die Schranken überschreitet welche die Natur seinen Kräften, und seinen Begierden vorschreibet. So lange derselbe die sinnlichen Vergnügungen, die Annehmlichkeiten, die Bequemlichkeiten des Lebens so geneußt, daß er weder sich selbst noch andern dadurch schadet, daß er weder sich noch andre dadurch sittlich oder natürlich unvollkommner machet: so lange kan man ihn noch keiner Ueppigkeit beschuldigen. So bald er aber dieser Güter also gebrauchet, daß seine Gesundheit, sein Verstand, sein Herz oder auch sein ehrliches Auskommen, dadurch geschwächet und an ihrer Verbesserung gehindert werden; oder daß dadurch einem oder vielen andern Menschen an

einem

einem dieser Stücke ein Nachtheil, der sonst verhütet werden könnte, zugefüget wird: so verfällt er in diesen Fehler.

Es folget hieraus, daß es freylich eine natürliche Ueppigkeit giebt, und wider eine andre die es nur Beziehungsweise ist. Jene hat allezeit die nämlichen und gleich schlimmen Folgen; diese hingegen bekömmt solche durch die besondern Umstände dieser oder jener Gesellschaft und Staatsverfassung, oder auch einzelner Menschen.

Beyde entspringen erstlich aus dem natürlichen Hange zur Sinnlichkeit, und zweytens aus der Hoffart, oder aus der Begierde es andern gleich oder zuvor zu thun. Beyde sind für die Glückseligkeit der Bürger, wie für des Staates seine sehr gefährlich. Die Mittel denselben zu begegnen sind um desto schwerer, und um desto schwächer, da man dieser Uebel insgemein

mein erst gewahr wird, wenn sie bereits erwachsen sind.

Ein Weiser, der einen Staat aus wilden dieses Orts noch nicht verderbten Menschen zu stiften hätte; und der sich vorstellen könnte, wie weit die menschlichen Begierden fähig sind auszuschweifen, würde es ungefehr wie ein Lycurgus angreifen. Er würde die Reize und die Mittel zur Wollust so viel es immer möglich wäre, aus seinen Gränzen verbannen. Er würde die Vorurtheile und die Denkungsart seiner Bürger also bilden, daß sie nichts bewunderten und nichts für würdig hielten, geehret zu werden, was den übertriebnen Genuß der sinnlichen Vergnügungen befördern, oder die Begierde zu demselben erweken kann. Er würde vielmehr trachten alles dieses verächtlich zu machen, und die Begierde sich mit seinen Mitteln hervorzuthun, auf gemeinnützige Stiftungen zu lenken. Dieser Endzwek würde bey ihm so groß und so wich-

tig geachtet werden, daß er in allen seinen Einrichtungen hauptsächlich auf denselben Betrachtung machen würde. Er würde hier zwar schon eine unzähliche Menge fast unübersteiglicher Schwierigkeiten zu bestreiten finden.

Unendlich mehrere aber ereignen sich in einem Staate, wo die Verderbniß bereits erwachsen ist. Ich halte es beynahe für unmöglich, demselben zu steuern. Sie ist wie ein Waldstrom, wenn man demselben auf einer Seite Dämme entgegensetzet, so frißt er auf einer andern, oder auch gar unvermerkt unter der Erde ein. Alles was man hier fodern kann, ist, das Uebel so viel es thunlich ist, zu mindern, desselben schädlichen Ausbrüchen vorzukommen, und die schlimmen Folgen davon abzuwenden.

Dieses kann entweder mittelbar oder unmittelbar geschehen:

Die erstere Weise ist unstreitig die kräftigste. Sie umfasset, in so ferne es die Umstände er-

lauben, alles was wir gesagt haben, daß ein Gesezgeber in einem neuaufzurichtenden Staat beobachten würde, und alles was die Sitten der Bürger zu verbessern fähig ist. Sie kennet keine strengen Gebote, und machet durch liebreiche Aufmunterungen wirklich, was der Schärfe der Geseze unmöglich scheinet. Der Wille des Fürsten, durch sein Beyspiel und durch seinen kräftigen Beyfall kund gethan, wird in diesem Stüke von weit grösserm Gewichte seyn, als die strengsten Verbote und die härtesten Strafen. In republicanischen Staaten ist es insbesonder eine der vornehmsten Pflichten der oberkeitlichen Personen, ihre Aufführung zu einer lebhaften Aufmunterung zur Tugend zu machen.

Unmittelbar sezen sich die Geseze entweders dem Uebel selbst, oder den traurigen Folgen desselben entgegen. Im lezten Falle ermuntern sie die Emsigkeit, und sorgen für die Armuth derer, die wegen anderer Ueberflusse darben. Im ersten

stern hingegen ordnen sie dasjenige an, dadurch theils das Uebel selbst verhütet, theils dessen Würksamkeit und Schädlichkeit vermindert werden kann.

Was an sich selbst in Betrachtung des Genusses der Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens sittlich schlimm und ungerecht ist, und ohne zu einem grössern Uebel Anlaß zu geben, verboten werden kann; dieses soll allerdings verboten, und auf die Uebertretung des Verbotes eine angemessene Strafe gesetzet werden. Das nämlich wollte ich von allen wichtigen Puncten sagen, die Beziehungsweise auf die Umstände dieses oder jenes Staates schädlich sind. Ich wollte mich aber hier insonderheit hüten, die Verbote ohne Noth zu häufen; kleine unwichtige, und der Aufmerksamkeit der Geseze unwürdige Dinge zu besondern Gegenständen derselben zu machen; und dadurch so wol, als durch die Unbestimmtheit oder durch

die Schwäche der Verordnungen zu derselben Nichtbeobachtung und Verachtung Anlaß zu geben. Ich wollte auch, da ich voraussetze, daß nur grosse und dem gemeinen Besten sehr nachtheilige Vergehungen verboten werden, alle Sorgfalt anwenden, die Fehlbaren zu entdecken, und nicht ohne sehr beträchtliche Gründe auch nur einer Uebertretung Gnade widerfahren lassen.

Diejenige Ueppigkeit aber, welche nur beziehungsweise eine solche ist, welche ohne grössern Nachtheil nicht verhütet werden kann, und die oft, indem sie einem Particularen zum Nachtheile gereichet, die Emsigkeit eines andern befördert; wollte ich nach Maaßgabe ihrer Schädlichkeit, zur Entschädigung des Staates, und derer welche dadurch leiden, mit Auflagen beschweren. Die Grossen, die Vornehmen, und die Reichen sollten mir nach der Anzal ihrer Gefährte, Pferde, Bedienten, Jagdhunde; nach der Kostbarkeit ihrer Wohnungen, Lusthäuser, Kleidung,

und was dergleichen mehr ist, gewisse Auflagen bezahlen. Ich wollte die daher eingehenden Summen anwenden, so wohl die Abgaben der Emsigkeit und der Armuth zu verringern, als insbesondere die erstere anzufrischen, und die leztere zu erleichtern.

Ich zweifle nicht, daß durch Einrichtungen welche nach diesen Grundsätzen entworfen, und ausgeführet würden, dem Uebel der Ueppigkeit ziemlich gesteuert; und in den Staaten, es mögen nun republicanische oder monarchische seyn, nicht wenig Gutes gestiftet werden könnte.

Indessen ist auch nicht zu läugnen, daß der Wachsamkeit und dem Eifer der für das gemeine Beste besorgten Weisheit, die allezeit an sich eingeschränkt, und durch unzähliche Umstände gehindert ist, sehr viel entgehen, und die Ueppigkeit immer eine unheilbare, und eine solche Krankheit des menschlichen Geschlechtes

bleiben wird, wider welche man nur wehrende (palliative) Mittel gebrauchen kann.

Diese aber sind in allen Reichen und in allen Freystaaten von der äusserſten Nothwendigkeit; man mag dieselben noch so sehr verlachen. Der Epicureismus und die Ueppigkeit haben alle Siege und alle Tugenden der Römer zernichtet. Man müßte blind seyn, um nicht zu sehen, daß die nämlichen Ungeheuer, die in unsern unseligen Zeiten zu einer solchen Grösse anerwachsen, mehr als einem Staate das nämliche Schiksal weissagen.

Die

Die Ordnung.

Die Ordnung ist die Seele der menschlichen Gesellschaft. Sie ist die Quelle aller Glückseligkeit und alles Wohlstandes darinnen, so wie die Unordnung die Quelle alles Uebels und alles Elendes ist. Stellet euch die Menschen, einen jeden insbesondere, und die ganze Gesellschaft überhaupt in der Ordnung vor: Ihr werdet also sehen das Vergnügen, den Frieden, und den Ueberfluß gemein werden. Eine Bewundernswürdige Harmonie aller Theile der moralischen Welt wird euern Geist mit einer philosophischen Wollust entzüken.

Stellet euch den Frieden, die Liebe, die Ruhe, die Einigkeit in einer jeden Familie vor, die Ehegatten und Gattinnen, die Kinder und die Eltern, die Brüder und die Schwestern mit einander auf das äusserste vergnüget.

Die Ehegatten sehen einander nicht mehr an, als verhaßte Stöhrer ihrer Freuden, oder als gleichgültige an einander gespannte Gesellschafter; die Kinder die Eltern nicht mehr als harte Tyrannen, als ungerechte Feinde ihres Vergnügens, und als Vorenthalter des Guten, das ihnen gehöret; die Eltern die Kinder nicht mehr als schwere Bürden, die ihnen das Leben sauer machen, und als ungenatürte Ungeheuer, die mit Ungeduld und mit einer süssen Hoffnung auf ihren Tod passen. Brüder und Schwestern sehen einander nicht mehr als angebohrne Feinde an, die einander ungerechter Weise das ihrige zu entziehen suchen. Die Menschen überhaupt sehen einander nicht mehr als natürliche Hindernisse ihres besondern Glückes an. Ein jeder findet das seine in des andern seinem.

Die drey Hauptleidenschaften, die das ganze Feld der Menschheit mit unzähmbaren Fluten überströmet und verheeret haben, treten in

ihre

ihre Bette zurücke; und anstatt alles zu Grunde zu richten, befeuchten sie nun die Herzen mit ihren sanften und milden Güssen, daß der Saamen der Tugend darinnen keimen, und die Früchte davon zu einer bewunderungswürdigen Grösse und Reife gelangen.

Der Ehrgeiz würket ins künftige keine andern Thaten als solche, die das gemeine Wohl befördern. Die Begierde nach Gütern enthält sich in den gleichen Schranken, und sie siehet einen jeden Erwerb, der dem andern schaden könnte, als eine Ungerechtigkeit an.

Die Wollust schränket sich in einen Zirkel natürlicher und erlaubter Empfindungen ein; die aber süsser, lebhafter und entzükender werden, als alle diese unordentliche Triebe, die eine unselige Quelle unendlicher Uebel sind, und ihre unglückseligen Folgen über das ganze Leben eines Menschen, ja über das Schicksal seiner Nachkömmlingschaft ausdähnen.

In diesem Stüke insonderheit würde die wiederhergestellte Ordnung, der Gesellschaft unendliche unaussprechliche Vortheile bringen. Die Ungerechtigkeiten würden größtentheils verschwinden, da nun Schwelgerey und Ueppigkeit sie unumgänglich machen. In dem Innern der Familien würden Ruhe, Frieden und Vergnügen herrschen. Die Väter würden nicht förchten, durch die Unordnungen ihrer Kinder zu Grunde gerichtet zu werden; und die Unenthaltsamkeit und Schwelgerey eben derselben würde diese nicht der Hoffnungen berauben, darauf sie so rechtmässige Ansprüche haben.

Insonderheit aber würden diese unglückseligen Opfer der Wohllust, die vielleicht, die ohne Zweifel geboren waren tugendhaft zu seyn, und das Vergnügen tugendhafter Familien zu machen, die zuerst die bedauernswürdigen Gegenstände der Verführung, und hernach die verächtlichen Werkzeuge derselben werden; diese

würden in dem Schoosse ihrer Familien bleiben. Der Begriff von aller Schande, das Andenken derselben, würden vertilget werden. Wir würden nichts als gehorsame und wohlgezogne Kinder, tugendhafte und weise Frauen und Mütter sehen; und was itzt der Gegenstand der allgemeinen Verachtung und der öffentlichen Schande ist, würde der Gegenstand unserer Bewunderung und unserer Verehrung werden. Diese unglückseligen, diese bedauernswürdigen Früchte unordentlicher Triebe, die ein hartes Gesetze die Unordnungen ihrer Eltern tragen machet, und von den Vortheilen der Gesellschaft unbarmherziger Weise ausschliesset, würden nicht mehr seyn, und den Staat nicht mehr beflecken und beschweren.

Welch ein glückseliger Zustand der Gesellschaft würde dieses nicht seyn; und wie viel würde nicht ein jedes Glied derselben dabey gewinnen! Kein wahres Gut, das irgend einer nun geniesset, würde ihm fehlen; die meisten wür-

den unendlich weit grössere Vortheile erhalten, und jedermann würde von dem wahren Uebel das ihn drüket, befreyet werden.

Die Tugend beut uns alle Vortheile an, die wir uns nur vorstellen können, und dennoch sind wir zu feig und zu niederträchtig, uns von der Tyrannie der Vortheile und des Lasters frey zu machen, und uns unter ihren angenehmen und liebreichen Schuz zu begeben. Haben wir denn nur Herz, um schlimm zu seyn?

Die

Die Tugend und die Glückseligkeit.

Natürlicher Weise geneußt ein jeder Mensch, wenn keine besondern Hindernisse darzwischen kommen, diejenigen Vortheile und Vergnügen, welche Folgen und Wirkungen der natürlichen und sittlichen Vorzüge sind, mit welchen er begabet ist.

Mit seinen Kräften richtet der Starke viel aus; indem der Witzige solche Sachen hervorbringt, welche den Geist und die Einbildungskraft vergnügen. Der Mässige theilet seine Vergnügen so aus, daß sie ihm weder schädlich noch schmacklos werden. Mit feinern Werkzeugen der Sinne, und mit einem zärtern innerlichen Gefühle versehen, geneußt der Empfindliche die körperlichen und geistigen Vergnügen in einer besondern Stärke. Nicht ohne eine lebhafte

Wohllust dringet der Tiefsinnige mit seinem Nachdenken in die Geheimnisse der Wahrheit, und entdecket in ihrem Heiligthume die Schätze des reinen Verstandes. Auf die den Gesetzen der Ordnung und der Vollkommenheit gemässeste Weise ordnet der Weise seine Einsichten, und der Tugendhafte seine Begierden.

Nur diese sind glückselig; und sie sind es nur nach dem Grade ihrer Tugend und ihrer Rechtschaffenheit. Von den andern kann man bloß sagen, daß sie Vortheile und Vergnügen geniessen, welche anders nicht als durch einen von der Tugend gebilligten und dem allgemeinen Besten geheiligten Gebrauch, zu Theilen und zu Werkzeugen einer wahren Glückseligkeit werden können.

Lasset den Starken so viele Schwächere bezwingen als er immer will. Lasset unzähliche vor ihm zittern. Er wird freylich seine Eitelkeit und seine Herrschsucht dadurch befriedigen; er kann aber dabey höchst unglückselig seyn. So

kan

kann auch der Witzige, durch seine angenehmen Reden und durch seine den Sinnen schmeichelnden Arbeiten, sich selbst und andern viel Vergnügen verschaffen. Er kan so gar dadurch seine Schwäche über die Stärke des Starken erheben, und zu einer Macht über andre gelangen, welche die Leibesstärke niemals gewähren kan. Es ist der natürlichen Ordnung gemäß, daß dieses geschehe. Aber diese Eigenschaft kan das gefährlichste Werkzeug seines Elendes werden. Die Empfindlichkeit der Sinne und der Einbilduugskraft ist noch gefährlicher; und wie manchen hat nicht sein Tiefsinn in den Abgrund der erbärmlichsten Verwirrung, und des äussersten Elendes gestürzet.

Die Weisheit und die Tugend allein sind es, welche allen Vorzügen der Menschheit durch ihre milden und seligen Einflüsse Licht und Wärme gewähren, und solche mit einer heilsamen Kraft beseelen: So wie sie die natürlichen Uebel selbst in Güter und Vortheile für den Menschen verwandeln können.

Was von den Vorzügen der Menschheit wahr ist, das ist auch von den sittlichen und natürlichen Uebeln derselben im umgekehrten Verstande richtig. Es ist natürlich, daß der Schwache unterliege, daß der Unmässige krank, daß der Verschwenderische arm werde; daß der welcher von stumpfen Sinnen ist, weniger Vergnügen geniesse; daß der Verstandlose wenig denke; daß der welcher nicht weis ist, in seinem Geiste, und der welchem die Tugend mangelt in seinem Gemüthe und in seinem Leben, nach Maaßgabe ihres Unverstandes und ihrer sittlichen Unvollkommenheit, die Folgen der Verwirrung und der Unordnung verspühren.

So gewiß diese Beobachtungen sind; so sehr verdienet dabey bemerket zu werden, daß äusserliche Umstände und Verhältnisse die Würkungen eines oder des andern Vorzuges oder Nachtheiles hemmen können. Der Starke kan durch eines andern grössre Stärke gehindert werden.

den. Ein Schwacher ist gegen Schwächere stark. Er kan es durch List und durch Geschicklichkeit gegen Stärkere werden. Ein unangebauter oder unentwickelter Witz bleibet unnütz. Alle Leibes- und Seelenkräfte werden durch die Unmässigkeit erniedriget. Wir haben es hingegen schon angemerket, daß Weisheit und Tugend die Schwäche selbst in Stärke verwandeln; und die kräftigsten Mittel sind, die grösten Mängel unserer Natur zu ersetzen.

Mit den Vortheilen welche ganzen Völkern zu theile werden, verhält es sich nicht anders. Sie sind ebenfalls natürliche Folgen des Nationalcharacters, der Tugenden, der Laster, der Vorzüge und der Mängel, welche in dem Ganzen derselben vortreffen. Ein starkes, tapferes und zahlreiches Volk wird die Früchte seiner Macht durch Siege, durch Triumphe und durch Oberherrschaft geniessen. Ein witziges, geschicktes

und gewinnsüchtiges, wird die andern seiner Emsigkeit zinsbar machen, und sich durch dieselbe Reichthümer erwerben. Ein also oder auf eine andere Weise reich gewordenes Volk, wird durch seine Schätze sich alle Annehmlichkeiten des Lebens gewähren, die es nur ersinnen mag. Ein sinnliches wird in den Wohllüsten eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen zu finden glauben. Hier haben wir die alten Gallier, die heutigen Franzosen und die Sybariten; oder wenn wir wollen die Schweizer, die Holländer und die Sachsen.

Der Tiefsinn, die Weisheit, die Tugend, machen natürlicher Weise niemals den Character ganzer Völker aus. Ein glückliches Naturell erzeuget oft ohne andere Beyhilfe in einem Menschen Weisheit und Tugend. Es ist aber schwer sich vorzustellen, daß ein glücklicher Zu-

sammenfluß von fast unzählichen Umständen, welche hiezu nöthig wären, bey einem ganzen Volke den Hang zur Weisheit und zur Tugend überwiegend vortreffen mache. Indessen kann doch ein ganzes Volk mehr zur Tugend und zur Weisheit, und ein anders mehr zum Laster und zur Thorheit aufgelegt seyn. Dieses glückliche Geschike aber scheinet erst durch die Tugend seiner Gesezgeber, seiner Vorsteher und der angesehnen Personen unter demselben in seine Wirksamkeit gebracht zu werden. Diese scheinen sich einen vortheilhaften National-Character, der theils durch eine gute und gemässigte natürliche Beschaffenheit des Leibes und der Gemüther, theils durch tugendhafter und grosser Männer Beyspiele entstanden ist, zu Nutzen gemacht, und die Neigungen des grössern Theils ihrer Bürger zu einem besondern Zwecke geleuket zu haben. Ohne dieses wären solche Völker in der Barbarey und in der Niedrigkeit geblieben. Ich

läugne dabey nicht, daß auch glückliche oder unglückliche äusserliche Zufälle ein Volk erheben oder unterdrücken; und daß Völker wie einzelne Menschen, bisweilen ohne ihr Verdienst oder ohne ihre Schuld glücklich oder unglücklich werden.

Die Tugend der alten Gallier war die Stärke und die Tapferkeit. Sie waren daher oft sieghaft, und unterjocheten viele Völker. Ihre Vorzüge aber waren von Vernunft, von Mässigung und von Weisheit entblösset. Alle ihre Siege waren ihnen deshalben unnütz, und hatten ihnen niemals eine im geringsten dauerhafte Wohlfahrt zuwege gebracht.

Welch ein Unterschied zwischen ihnen und den Römern! Romulus hatte diesem merkwürdigen Volke die kriegerischen, und Numa hatte demselben die sittlichen Tugenden eingepflanzet. Eine fast ununterbrochene Reihe von

grossen

grossen Männern hat diese edle Denkungsart bey demselben unterhalten, und von Zeit zu Zeit auf das neue belebet. Deßhalben genoß auch Rom fast ununterbrochen die Früchte der kriegerischen Tugenden, Siege, Eroberungen und Herrschaft.

So hatte in Sparta Lykurgus zu den kriegerischen Eigenschaften einen noch festern Grund gelegt. Sein Gebäude stuhnde auch viele Jahrhundert hindurch bey nahe unerschüttert. Die Ruinen * davon erwerben sich noch in unsern Tagen durch Muth und durch Tapferkeit eine gerechte Bewunderung.

Athen, Thebe und andere griechische Städte waren unter tapfern und verständigen Anführern furchtbar und sieghaft. In solchen Zeiten waren auch die Früchte der kriegerischen Tu-

* Die Mainotten, s. H. Dr. Zimmermanns Nationalstolz, S. 109. der ersten Auflage.

genden ihr Antheil. Sie verlohren dieselben, so bald sie aufhöreten tapfer und klug zu seyn.

Ein Volk wie die Sybariten wird eine Zeit lang durch den Genuß der Wohllüste sich glücklich schätzen. Aber es wird bald sich selbst aufzehren, wie ein wollüstiger Mensch sich Armuth, Krankheit und zulezt einen frühzeitigen Tod zuziehet.

Wenn ein Volk wäre, das nur aus Künstlern und aus Handelsleuten bestühnde; so würde dasselbe auch nur die Reichthümer und die Bequemlichkeiten geniessen, welche dieselben gewähren. Es würde von andern vielleicht nachgeäffet, aber weder geehret, noch durch sich selbst gefürchtet werden. Es wäre genöthiget, Hilf und Schutz von andern zu erkaufen. Die Franzosen dürften nur das Unglück haben, daß ihrem Adel die Handelschaft erlaubet, und daß

von demselben diese Lebensart ergriffen würde, so wären sie in minder als hundert Jahren in dem Falle dieses Volkes.

Die Schweizer besassen die kriegerischen Tugenden in einem hohen Grade. Ihre Geschichte zeigen es zur Genüge; und das Zeugniß des Machiavells, als eines der grösten Kenner, wie auch die Uebereinstimmung aller Völker, bestätigen es mehr als genug. Sie genossen die Vortheile davon durch viele Jahrhunderte. Sie geniessen dieselben noch in Zeiten, da vielleicht ein Theil dieser Tugenden verschwunden ist. Ihre Freyheit und die Hochachtung von ganz Europa, sind nichts als die herrlichen Früchte der Tapferkeit und der Treue. Ich will damit nicht läugnen, daß nicht auch zufällige und äusserliche Ursachen hiebey vieles mitwürken.

Die Tapferkeit und die Emsigkeit haben den Freystaat der vereinigten Niederlande groß

gema-

gemachet. Er wurde durch dieselben angesehen und reich. Seit dem er aufgehöret hat tapfer zu seyn, und nur emsig ist, geneußt er auch nur noch die Reichthümer, als die Früchte der Emsigkeit.

Sachsenland war der Sitz des Ueberflusses, der Reichthümer, der Ueppigkeit. Es genoß alle Wohllüste und alle Sinnlichkeiten in dem höchsten Grade. Aber es war auch niemals vor den Ueberfällen tapferer Feinde gesichert. Nun kan es vielleicht aus dem Schutte seiner falschen und triegerischen Vortheile tugendhaft, weis und dapfer aufstehen.

Wir haben von tapfern und klugen; wir haben von emsigen und reichen; wir haben von witzigen und mit gutem Geschmacke begabten Völkern geredt. Von tugendhaften haben wir noch nichts gesagt. Die Beyspiele derselben sind auch in der Geschichte sehr schwer zu finden.

Ein

Ein tugendhaftes Volk wäre ein solches, wo der größre Theil der Bürger die Bestimmung des Menschen durch die Ausübung der Menschenliebe, der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit, der Standhaftigkeit, der Liebe zum gemeinen Besten und andrer Tugenden erfüllete. Es ist vielleicht zu viel gesagt, wenn man dieses von dem grössern Theile fordert. Sagen wir also, ein Volk könne für tugendhaft gehalten werden, wenn zum mindsten der angesehenste Theil desselben, derjenige Theil der durch seine Macht und durch seine Beyspiele das Schicksal und die Denkungsart desselben bestimmet, grösten theils seine erhabene Bestimmung erfüllet. Ein solches Volk, wo die Regenten, die Gelehrten, die Edelleute, die Priester und die reichen Kaufleute tugendhaft wären, müßte bald den grössern Theil seiner Bürger tugendhaft sehen.

Ein solches Volk würde auch ein wahrhaftig glückseliges Volk seyn. Die tapfern, die sieg-

haf-

haften Römer und Schweizer, und die reichen Britten und Holländer waren es, so groß und so reich sie waren, nicht anders als in dem Grade, in welchem sie einen Theil der wahren Tugend besassen. Ihre übrige Grösse, ihre Triumphe, ihre Reichthümer konnten ihnen aufs höchste die Trunkenheit einer eingebildeten Freude, die vorübergehende Zufriedenheit die aus der Erfüllung eines sinnlichen Triebes entspringet, nicht aber eine wahre Glückseligkeit gewähren.

Mir fallen dermalen nur zwey Beyspiele von tugendhaften und glückseligen Völkern bey.

Das Römische wurde durch das Beyspiel, durch die Lehren, und durch die weise Regierung des Numa * tugendhaft. Es genoß auch die süssen Früchte der Tugend in der Ruhe, dem Frieden, der Einigkeit, der Gerechtigkeit, der bürgerlichen Liebe, der Gottesfurcht und andern

* S. Plutarch im Numa S. 379. 368. in dessen Vergleichung mit dem Lykurgus S. 303.

dern vortreffliche Folgen derselben. Diese Herrlichkeit aber verschwand mit dem Numa wieder, weil derselbe, wie Plutarch anmerket, nicht besorgt gewesen war, durch die Einführung einer guten Erziehung die Tugend auch auf die Nachwelt fortzupflanzen.

Glücklicher und weiser als Numa, hatten die Kinder der Sonne blinde und fast viehische Menschen aus dem Schoosse der Barbarey und der Wildheit gezogen, zu einem gesitteten, tugendhaften und glückseligen Volke gemachet, und viele Jahrhunderte bey der Tugend und bey der Glückseligkeit erhalten. Eine gute Erziehung der Fürsten und der Unterthanen war das einige Mittel durch welches dieser grosse Endzweck bewirket wurde. Nur ein eingedrungener Tyrann konnte nach zwölf tugendhaften Regierungen diese nie unterbrochne Glückseligkeit zerrütten, und die Zernichtung derselben war das Werk

von

von Barbaren, welche unter dem ehrwürdigen Namen von Christen, und unter dem Scheine die Religion auszubreiten, die Menschlichkeit zerstöreten. Wie glückselig mußte nicht ein Volk seyn, welches zwölf Regenten nach einander hatte, alle so groß und so tugendhaft als derjenige, * der zu sagen pflegte: Wenn er ausser dem grossen Schöpfer aller Dinge etwas anbetungswürdig fände, so wäre es der tugendhafte Weise, als welcher alles auf der Welt an Grösse und an Würde übertreffe.

Die grosse Absicht der christlichen Religion ist, die Menschen zu einer weit erhabnern Tugend zu führen, als vor der Stiftung derselben irgend einem Volke bekannt gewesen ist. Alle ihre göttlichen Lehren stimmen zu diesem Endzwecke überein. Welch eine Schande ist es nicht für

* Garcilasso de la Vega, histoire des Yncas, Rois du Perou. L. IIII. ch. 19. zu Ende.

für die christlichen Regierungen, daß die Laster und das Elend der ihnen anvertrauten Völker das Zeugniß wider dieselben ablegen, wie wenig Vortheil sie aus den herrlichen Mitteln ziehen, welche ihnen unsere göttliche Religion an die Hand giebt, die Menschen glückselig zu machen. Wehe denen, welche die erhabenste Gutthat der Gottheit nur zu einem Vorwande verderblicher Kriege, zu einer eiteln Nahrung ihrer Leidenschaften, und zur Bemäntelung ungerechter Verfolgungen zu gebrauchen wissen.

Die Religion.

Wir haben bisher genug gezeiget, wie sehr unsere wichtigen Vortheile, wie sehr unser eigenes Wohl Tugend und Menschenliebe von uns fordern. Wir haben gesehen, daß die stärksten unserer Triebe, daß alles was uns umgiebt, wenn wir nicht dadurch unglücklich werden sollen, uns zu Beweggründen werden, dieselben als die edelsten unserer Vorrechte anzusehn. Aber wie oft haben wir nicht die traurige Erfahrung wiederholet, daß der Mensch für die Stimme der Natur und der Vernunft taub sey. Und wie könnte er es anderst seyn? da er ein erhabneres Vorrecht, und höhere Gründe zur Tugend so leichtsinnig verwirket hat, und noch immer so unbedachtsam von sich stößt?

Der

Der schönste Lohn der Tugend, der Antheil der Unschuld, war der Besitz des höchsten Gutes, die Freundschaft der Gottheit, und die Empfindung der Gleichheit mit diesem allerhöchsten Wesen, das nichts als Liebe und Weisheit ist. Dieses Gut, das den Menschen über den Menschen selbst erhebet, hat er mit der Unschuld und mit der Tugend zugleich verlohren, und sich dadurch in ein Elend gestürzet, das desto grösser wird, je weniger er es empfindet. Die Entfernung von Gott ist der unseligste Zustand, darinnen sich ein Sterblicher befinden kann.

Dieser unser allerheiligste Schöpfer, dessen erste Eigenschaft Huld und Liebe gegen seine Geschöpfe ist, hat als ein liebreicher Vater uns immer den Weg zu seiner Freundschaft offen gelassen. Er sandte immer auf die aufrührische Erde seine Boten, die Tugend, Liebe, Unschuld und Frieden predigen sollten. Endlich kam die Zeit, die seine unendliche Vorsicht dazu bestim-

met hatte. Er sandte den grösten Boten den er senden konnte, sein eignes Wort, seine himmlische Weisheit, die Wahrheit selbst, seinen Sohn, um mit einem Geschlechte von Aufrührern, die er durch einen Wink zernichten konnte, einen Frieden und einen Bund zu stiften. Dieser erniedrigte sich, so gar die Gestalt und die Natur derselben anzunehmen. Er lebte mit ihnen als einer von ihnen, und ward ihr Bruder und Gesellschafter.

Seine grosse Absicht war, die verlohrne Würde des menschlichen Geschlechts wiederherzustellen, und der Innbegriff seiner Lehre bestund in der Liebe Gottes und des Nächsten. Er hieß sie unschuldig, rein, und tugendhaft seyn, um die Freundschaft Gottes wieder zu erlangen, um demselben wieder gleich zu werden, und ihre Herzen zu würdigen Tempeln desselben zu machen. Er empfahl ihnen die Liebe des Nächsten, da sie die erste Tugend ist, welche die

Natur uns vorschreibet, da eine der Gottheit würdigsten Absichten ist, uns durch dieselbe glücklich zu machen, und da die Liebe eine der vornehmsten Eigenschaften ist, durch die wir Gott gleich werden können. Er versiegelte seine erhabenen Lehren mit seinem Tode, er ward das Opfer der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes; und nach Vollbringung seiner hohen Thaten kehrete er wieder triumphierend zu seinem und der Menschen Vater in den Himmel.

Er ließ indessen eine Anzahl auserwählter Jünger auf der Erde zurücke, um seine weisen und seligmachenden Lehren auszubreiten, und aus dem verderbten menschlichen Geschlechte eine Gesellschaft von Lieblingen der Gottheit und Freunden der Tugend auszuwählen und zu stiften. Er versah sie mit seiner himmlischen Kraft, und ihre Bemühungen konnten nichts anders als gesegnet seyn. Es entstunden hier und da bis in die entferntesten Länder, Völker von Brü-

dern und von Schwestern, die durch diese heiligen Lehren erleuchtet und angefeuert, die Eitelkeit, die vergänglichen Güter, die Vorurtheile dieser Welt, und alles was die Sterblichen von Gott und der Tugend abziehet, verachten; und die wahre Würde ihrer Natur, die Schönheit der Tugend, und die erhabenen Belohnungen derselben schäzen lerneten.

In diesen Gesellschaften sah man täglich die bewunderungswürdigsten Beyspiele der reinsten und der erhabensten Tugend. Die feurigste und uneigennüzigste Liebe war der Geist, der alle Glieder beseelete, und alle glückselig machete. Ihre einzige Absicht war Gott zu gefallen. Ihr einziges Mittel dazu, war Vollkommenheit und Reinigkeit der Sitten. Ihr einziges Vergnügen war ihrer Brüder Vergnügen, und der Friede mit Gott, und mit sich selbsten. Ihre Hoffnung war die Aussicht in eine Ewigkeit,

die ihnen unvergängliche Güter, und einen unendlichen Fortgang in der Vollkommenheit gewähren sollte. Süsse, mächtige Hoffnung, der Erhabenheit der menschlichen Seele würdig, und die nicht betrüglich seyn kann, da sie sich auf die Versprechungen dessen gründet, der die Wahrheit selbst ist.

Diese schönen, diese glückseligen Zeiten währeten nur allzukurz. Die Kirche, der Sitz der Liebe und des Friedens, ward bald durch Haß, Uneinigkeit, Zänkereyen, Eigennutz, und alle andern Uebel der bürgerlichen Gesellschaften entweihet. Die heiligen Wahrheiten, die unser grosse Lehrer und seine Jünger gelehret hatten, wurden durch unwürdige Nachfolger derselben verfälschet. Die Lehre, die nichts als Friede, Liebe und Einigkeit zu Gegenständen hatte, ward eine unselige Fackel, durch welche die ganze Welt in Flammen des Kriegs und der Verheerung gerieth.

Schon in der ersten Kirche entzweyte man sich über Wörter. Schülerische Träumereyen verdrangen die Einfalt der christlichen Lehre, und mit derselben die Liebe. Die Priester fiengen an sich zu erheben, sie wurden Schmeichler des Volkes, und sahen ohne Abscheu ihre Kirchen von Blute fliessen, um wider ihre Gegner die bischöfliche Würde zu behaupten.

Der Schutz des Staates machte sie noch schlimmer. Die Beherrscher der Erde musten ihnen die Waffen wider diejenigen leihen, die anders dachten als sie. Die Könige glaubten Gott den gefälligsten Dienst zu thun, und ihre Sünden nicht besser büssen zu können, als wenn sie die Unschuld zu dem Opfer der Rachgier derjenigen machten, die sich seine rechtmässigen Priester nannten. Die Fürsten vertraueten ihnen einen Theil der richterlichen Gewalt, der endlich in ihren Händen zu einer Tyranney ward.

Nach und nach untergrub eine ehrgeizige und undankbare Priesterschaft den Thron der sie schützte; sie fällte ihn, und auf seinen Trümmern erbaute sie ihre ungeheure Hierarchie. Ein Mensch hatte die Kühnheit sich zu vergöttern, und den Völkern und den Königen der Erde durch seine Winke und durch seine Drohungen Gesetze vorzuschreiben. Die ganze Welt bog ihren Naken unter dem Joche des Knechtes der Knechte. Alle ihre Güter und Schätze wurden der Raub derjenigen, welche dieselben feyerlich verschworen hatten; und Rom verkaufte ganz Europa den Ablaß seiner Sünden, um desto bequemer sündigen zu können. *

Die

* Machiavell schreibet den unseligen und lasterhaften Zustand von Italien der Verderbniß des Römischen Hofes zu. Er wollte diesen in die Schweiz verweisen, und glaubte der Eidsgenoßschaft nichts schlimmers an den Hals wünschen zu können. Mach. Disc. polit. L. I. ch. 12. p. 120. 122.

Die Verderbniß der Kirche war auf das höchste gestiegen; allein die Zeit, da diese Uebel gehoben werden sollten, kam auch herbey. Was die mächtigsten Monarchen nicht zu Stande bringen konnten, wozu alle Macht der Welt nicht zureichend war, vollbrachten einige kühne und eifrige Freunde der Wahrheit, durch Hülfe des Lichtes der Wissenschaften, das aus dem Oriente unsere schmachtenden Gegenden zu erquicken gekommen war. Der Eigennutz selbst, und die Leidenschaften, die geschwornen Feinde der Wahrheit, halfen damals ihr Reich anbauen.

Viele Völker wurfen das Joch der Hierarchie von sich. Der gröste Theil der Irrthümer ward aus ihren Schulen und aus ihren Kirchen vertrieben. Der Aberglaube verschwand. Die erhabne Lehre des Christenthums nahete sich merklich wieder ihrer edeln Einfalt. Die Hierarchie selbst ward milder, und reinigte sich von

vielen

vielen Vorurtheilen und Gebrechen, die sie ehmals beflecket hatten.

Europa wäre glückselig gewesen, wenn nur der Geist der Liebe, der die Seele des Christenthums ist, die Herzen so sehr angefeuert hätte, als die Liebe zur Neuerung; allein da dieser fehlete, oder doch sehr schwach war, so konnten in den neuen Kirchen die Verbesserungen, insonderheit in Betrachtung der Sitten und des Wandels, diejenige Vollkommenheit nicht erreichen, welche die ersten Gemeinden der Christen beseligte. Es blieb ein gar zu merklicher Theil der alten Uebel in den Herzen eingewurzelt, und diese haben bis auf unsere Zeit mehr zu= als abgenommen.

Zwey Ungeheuer haben indessen allezeit die Kirche und den Staat bis auf den Grund erschüttert; beyde gleich gefährlich, beyde gleich furchtbar, die Schwärmerey und der Unglauben.

ben. Die eine macht die Geburten der Leidenschaften, des Unverstandes und eines schwarzen Geblütes zur Religion; der andere bestürmet mit verwegnem Stolze den Himmel. Er stürzet die Tugend, die Rechtschaffenheit, und die Wahrheit von dem Throne, und setzet die Wohllust, das Laster, und seinen Eigendünkel darauf.

Es ist eine der wesentlichsten Pflichten einer weisen Regierung, diesen Uebeln auf alle ersinnliche Weise zu steuern. Es ist auch eine der allerschwärsten. Zwang und Strafen haben ihnen noch niemals abgeholfen, und sind auch von einer Natur, die uns dieses von ihnen nicht hoffen läßt.

Eines der besten Mittel wäre, eine sorgfältige und vernünftige Unterrichtung der Jugend. Die Herzen, darinnen einmal die Wahrheit Wurzeln gefasset hat, sind nicht mehr so leicht

zu verführen. Beklaget euch nicht träge Geistliche, wenn eure Pfarrkinder in Irrthümer und Schwärmereyen verfallen, da ihr euch so wenig Mühe gegeben habt, ihnen eine richtige und deutliche Erkenntniß der Wahrheiten zur Glückseligkeit beyzubringen.

Ein anders Mittel zu Erhaltung der Ordnung und der Reinlichkeit der Sitten in der Kirche und in der Gesellschaft, würde noch kräftiger seyn. Die Unordnungen und die Greuel die überall herrschen, empören die einen wider die Kirche, und die andern wider die Religion selbst. Ein Staat wo keine Unordnungen und keine Ungerechtigkeiten vorgehen, wird gewiß keine Mißvergnügten haben. Es ist eben dasselbe mit der Kirche. Insonderheit aber sind die Schwachheiten der Geistlichen, und ihre Laster, der Religion und der Wahrheit im höchsten Grade nachtheilig. Ich gestehe es also, daß ich

keinen Geistlichen für einen wahren Eiferer für die göttliche Ehre halte, der nicht durch eine, so viel es möglich ist, untadelhafte, und seinem Character, und den erhabnen Wahrheiten, die er lehret, gemässe Aufführung, sich eben so sehr unterscheidet, als die meisten seiner Mitbrüder durch eine unzeitige und oft lieblose Hitze sich hervorzuthun glauben.

Wenn diese Grundsätze von der Geistlichkeit sollten gefolget werden, so zweifle ich nicht, sie würden ohne grosse Mühe die Uebel unter welchen die Kirche seufzet, vertilgen, und sich das Ansehen das ihrem Character gebühret, wieder zuwegen bringen können; und der Staat dadurch unendliche Vortheile erhalten.

Es ist allezeit ein Zeichen eines verdorbenen Staates, wo die Geistlichkeit, es sey durch ihre Schuld, oder ohne dieselbe, das Ansehn das

ihr gehöret, nicht behauptet; und ein gemeines Wesen kan nicht unglückseliger seyn, als wenn Religion, Tugend und Gottesforcht darinnen erlöschen. Die Liebe verschwindet, alle Bande der Gesellschaft werden schwach, der Regent wird gewaltthätig, der Richter ungerecht, der Bürger untreu, der unmächtige Staat verzehrt entweder sich selbst, oder wird der Raub eines ungerechten innerlichen oder äusserlichen Feindes.

Es ist also keine wichtigere politische Wahrheit, obgleich die heutige Welt sie für eine Kleingeisterey ansieht, als der Satz unsers grossen Kirchen-Verbesserers Zwinglins: Summa das Rych ist allerbest und vestist das allein mit Gott herrschet, und das das allerbösist und unstettist, das us seinem Gemüt.

Der gute König.

Den König der grosse Thaten unternimmt; der grosse Eroberungen macht; der über seine Unterthanen eben so viel gewinnet als über seine Feinde; der den Verlust an Freyheit ihnen durch die Handlung und durch die Annehmlichkeiten des Lebens ersezet; Vortheile, die sie eben so sehr mißbrauchen werden als ihre Freyheit, und die Er sich besser zu Nuze zu machen weiß als sie selbst; den König der die Künste und die Wissenschaften durch seinen Schutz auf den höchsten Grad der Vollkommenheit bringet; der den Künstler und den Gelehrten bey der spätesten Nachwelt zu seinen Herolden machet; den König der das Schrecken seiner Nachbarn, das Wunder aller Zeiten, der Abgott seines Volkes ist; diesen König stellen uns die schmeichelnde Geschichte und die lobende Poesie mehr als einmal vor.

Rom

Rom hat ihn mehr als einmal genossen, ohne desto glücklicher zu seyn. Unsere Großväter haben ihn bewundert. Wir sehen ihn, und finden an ihm den höchsten Grad der wahren Grösse.

Aber den König der mit einem schöpferischen Geiste sich einen Entwurf einer Regierung bildet, die in ihrem Innern und nicht in den Augen der geblendeten Welt groß ist; der die gemeine Bahn derer, die den Beynamen der Grossen führen, zu verlassen den Verstand und das Herz hat; dessen gröste Eroberungen die Herzen seiner Unterthanen, und dessen größte Siege die gedämmten Laster sind; den König, der das Herz hat seinen Unterthanen die gebührende bürgerliche Freyheit zu lassen, weil er weise und gut ist, und weil sie tugendhaft sind, indem sie, wie er Gott, also ihn nachahmen; dem sie ihre allzugrossen Freyheiten aufopfern, weil sie ihm besser trauen als sich selbst; der seine Unterthanen lieber gut als reich, sein Reich lieber blü-

hend als groß, seine Nachbarn lieber freundschaftlich als schwach wünschet; dessen grosser Geist und unermüdeter Eifer diesen Zweck erhalten hat, und der durch seine weit aussehende Vorsicht seinem Reiche diesen glückseligen Zustand bis auf späthe Zeiten versichert; diesen König möchte ich sehen. Dieser verdiente bey mir mehr als den Namen eines Grossen.

Trajanus, Heinrich der Grosse, und die Antoninen, lassen mich einen Theil davon sehen. Titus hätte vielleicht dieses Lob erhalten können. Er war so nahe dabey. Aber hoffe ich nicht zu viel von der Menschheit? Thue ich ihr nicht zu viel Ehre an, wenn ich diesen Monarchen möglich glaube? Ich gedenke es nicht; und er sey auch nicht möglich, es ist mir doch erlaubt zu wünschen, einen König zu sehen, der sich diesen edeln Vorsatz machte. Ich würde ihn sehen seinen erhabnen Endzweck verfehlen, und ihn doch höher schätzen, als alle die von deren Namen man ihre Zeiten bezeichnet.

Die

Die glückselige Republic.

Die Republic, die von kleinen Anfängen sich zu einer unbegreiflichen Grösse hinaufgeschwungen hat; die ihre Freyheiten durch Thaten erworben hat, welche eine Kühnheit und eine Großmuth erfodern, die uns unbegreiflich vorkommen; und welche dieselben auf eine eben so bewunderns-würdige Art behauptet hat: Die Republic, wo beynahe jeder Bürger ein Held war, und wo ein jeder Senator den Scepter hätte führen können. Die Republic, die Königen Gesetze vorgeschrieben hat, vor deren Senatoren die Monarchen gezittert haben, von deren Befehlen der halbe Erdkreis abgehangen hat; die Republic, die der Sitz der Künste, der Wissenschaften, der Wohllüste, und alles desjenigen gewesen ist, was die verblendeten Menschen für groß, für schön und für vortrefflich halten: Diese Repub-

lic kömmt nur allzu oft in den Geschichtbüchern vor. Wir sehen noch heute mehr als eine, die sich rühmen können solche Vorzüge zu besitzen, oder besessen zu haben, und deren Bürger in dem Besitze aller dieser Vortheile nicht desto glücklicher gewesen sind.

Die Republic aber, die das Recht zu der Freyheit allein auf die Tugend ihrer Bürger gründet; welche jene nicht anders gebrauchen, als diese auszuüben: Die Republic, wo kein Bürger sich einer grössern Glückseligkeit anmasset, als es das Wohl seines Mitbürgers zugeben mag; wo das allgemeine Beste den Begiehrden eines jeden Bürgers Schranken setzet, die er für heilig hält; und wo jeder so sehr für seines Mitbürgers als für seine eignen Rechte wachet: Die Republic, wo die Würden das Antheil des Ver-

dienstes,

diensttes, und wo das Gefühl seiner Tugend, das Glück seiner Mitbürger, und die Liebe derselben, demjenigen der dem Vaterlande dienet, die angenehmsten Belohnungen sind: Die Republic, wo die Freyheit nicht zur Ausgelassenheit, und die Gewalt nicht zur Ungerechtigkeit mißbrauchet wird: Die Republic, welche keine Eroberungen machet, oder die, wenn sie gezwungen ist solche zu machen, sie nur gebrauchet die Besiegten glücklich, und zu Theilhabern ihres Wohlstandes und ihrer Freyheit zu machen: Kurz, die Republic, wo jeder Bürger ein vollkommnerer und glüklicherer Mensch ist, als er im Stande der Natur seyn würde: Diese Republic habe ich schon lange vergebens gesuchet. Ist sie denn unmöglich? Können denn die Menschen nicht anders als schlimm und unglücklich seyn? Die Erfahrung mag mir sagen was sie will, ich

kan dieses nicht glauben; mein Herz widerspricht ihr allzu sehr. Der Mensch ist zur Tugend und zur Glückseligkeit gebohren; der Besitz derselben ist für ihn keine Unmöglichkeit. Er darf nur der Stimme der Natur, der Vernunft und der Gottheit folgen.

Der
Patriot.

Der Patriot.

Virtus repulsæ nescia sordidæ in
Contaminatis fulget honoribus;
Nec sumit, aut ponit secures
Arbitrio popularis auræ.

Horat.

Ich will den ehrwürdigen Mann schildern, der den erhabensten Namen verdient, welchen ein Sterblicher tragen kann. Einen Namen, der die Ehre eines Königs zu erhöhen, und den Preis eines Weisen zu adeln fähig ist, den Patrioten, oder den guten Bürger.

Du o göttliche Tugend, und du unschätzbare Freyheit, beseelet meine Einbildungskraft mit euerm himmlischen Feuer. Führet mich selbst auf die Bahn, die dieser Tugendhafte zur Ehre der

der Menschheit betritt. Lasset mich von seiner ersten Jugend an seine ruhmwürdigen Triebe, und alle seine erhabnen Regungen verfolgen, bis auf den Augenblick da er sein mühsames aber ehrenvolles Leben mit einer Ewigkeit verwechselt, die seine hier vielleicht unerkannte und ungepriesne, vielleicht verfolgte Tugend, mit unendlichen Glückseligkeiten belohnen wird.

In der Wiege schon haben ihn der segnende Vater, und die dem Himmel dankende Mutter dem Vaterlande geheiligt. „Sey uns gegrüs„set, allerliebstes Geschenke des Himmels, der „dich uns zu der süssesten Freude, und zu der „theuersten Sorge gegeben hat. Dich sollen „wir zu einem würdigen Bürger der Erde, des „Staates, und des Himmels, bereiten. Es „soll dieses unsere vornehmste Bemühung seyn. „Sey dem Himmel geheiligt, und dem Vater„lande. Der Allmächtige selbst spreche sein „gnädiges Es geschehe dazu!

Mit der zärtlichsten Sorgfalt ist sein noch junges Herz zu dieser erhabnen Bestimmung gebildet worden. Ehrerbietiger Gehorsam gegen seine Eltern, war die erste Tugend die sie ihm einflösseten. Sie machten dieselbe in dem für andere Beweggründe noch allzuschwachen Gemüthe zu dem Grunde aller übrigen, und glaubten, daß dieses die erste Tugend eines Bürgers sey, wol zu gehorchen. Sie wußten, daß derjenige den Gesetzen nie gehorchen werde, der nicht gewöhnet worden ist, die Befehle seiner Eltern heiliglich zu beobachten.

Durch ihre Beyspiele und durch ihre weisen Lehren ward er frühe zu der Bescheidenheit, zu der Mäßigkeit, zu der Frömmigkeit und zu allen übrigen Tugenden, die wie den rechtschaffnen Menschen, also auch den guten Bürger ausmachen, angeführet. Insbesondre aber ward ihm eine lebhafte Ueberzeugung der Gleichheit, die zwischen den höchsten und den niedersten der Menschen herrschet, eingepflanzet. Es ward da-

durch

durch in seiner Seele ein erhabner Stoltz erwecket, der ihn bis zu dem höchsten seiner Mitbürger erhob; und eine noch erhabnere Demuth, die den letzten derselben in seinen Augen eben so groß machte als den ersten, und eben so beträchtlich als sich selbst. Er sah sich dadurch weder zu groß zum Gehorchen, noch zu klein zum Befehlen.

Aus dieser reinen Quelle, und aus seinem vortrefflichen Herzen, floß die Billigkeit die alle seine Triebe beseelet. Weit entfernet sich zu erlauben, sich selbst zu dem Mittelpuncte aller seiner Handlungen zu machen, ward er frühe gewöhnet, an anderer Glückseligkeit ein eben so reizendes Vergnügen zu finden als an seiner eigenen. Er war als ein Knabe nie freudiger, als wann einem seiner Gespielen etwas vergnügliches widerfuhr; und nie stolzer, als wenn er das Werkzeug darzu gewesen war.

In den feurigen Jünglingsjahren entwickelten und stärkten sich in ihm diese großmüthigen Gesinnungen. Er brannte schon von einer edeln Begiehrde, dieselben zu dem Wohl des Vaterlandes anzuwenden. Er verachtete die Wollüste und die Ergötzlichkeiten, die ihn von seiner erhabnen Bestimmung abhalten konnten. Er wählete sich edlere, und derselben würdigere Beschäftigungen. Mit einem stählernen Fleisse, und mit einer unersättlichen Lernbegierde widmete er die schönsten seiner Tage denen Erkenntnissen, die sein Herz adeln, und seinen Geist zu dem Dienste der Welt und des Vaterlandes geschickt machen können. Er sah die Unwissenheit als die Quelle alles Uebels, und die Verachtung der Wissenschaft als das Kennzeichen des niederträchtigsten Geistes an.

In den Schulen der Weisen lernete er aus der bewunderungswürdigen Grösse und Vortrefflichkeit des Weltgebäudes, die Weisheit und

die

die Güte des Schöpfers erkennen und verehren; sich wider alle ihn umgebende Reize der falschen Ehre, der Reichthümer und der betrüglichen Staatskunst verwahren; die Samen und Grundsätze von Tugend und von Gerechtigkeit, die in seinem edeln Herzen ligen, entwickeln, und zu der schönsten Blüthe bringen, die in dem männlichen Alter die vortrefflichsten Früchte zeugen sollte.

Mit einem aufmerksamen Auge durchwanderte er die Geschichte der alten und der neuen Völker. Er forschete darinnen nach den Beyspielen von Tugend und Laster, und nach den Ursachen der Aufnahme und des Verfalls der Staaten. So erwarb er sich eine Erfahrung die dem Alter zuvorkam, und ward gleichsam ein Greis in den Jünglingsjahren.

In den Gesetzbüchern der Völker, und in den Schriften der Rechtsgelehrten und der Staatsleute, suchet er die Grundsätze und die

Mittel, welche die innere Ruhe des Vaterlandes, die Blüthe und den Wohlstand der Bürger, und die äusserliche Sicherheit derselben zu erzeugen und zu befestigen am bequemsten sind. Mit der äussersten Sorgfalt spürete er allem demjenigen nach, was die Handelschaft, die Gewerbe, die Künste, die Wissenschaften und den Feldbau blühend, den Bürger tugendhaft, die Familien glücklich, und den Staat vollkommen machen kann.

Mit nicht geringerm Fleisse erforschete und erwog er die Schicksale des Staates, die Veränderungen so derselbe erlitten hat, die Sitten und die Gemüthsart seiner Bürger, desselben gegenwärtige innere Umstände, und äusserliches Verhältniß mit den Benachbarten; dessen Stärke und Schwachheiten, Vortheile und Gebrechen.

Durch solche eines edeln Geistes würdige Bemühungen gewöhnete und bereitete er sich zu den schweren und wichtigen Arbeiten, die ihm

der

der Himmel zum Besten des Vaterlandes auferlegen würde. Dadurch lernete er das Gewicht und die Grösse derselben ermessen, keine Schwierigkeiten und Hindernisse scheuen, und sich mit der Last, die seine Schultern erwartet, befreunden.

Nun erscheinet der entscheidende Zeitpunct, da er seine glänzende Bahn der Ehre und Tugend betreten soll. Mit einer bescheidenen Zuversicht begiebt er sich auf einen Kampfplaz, wo ihn tausend Gefahren umringen, wo tausend Feinde der Tugend und der Ehrlichkeit auf ihn lauern, und wo unzähliche Reize ihn von dem öden Pfade der Rechtschaffenheit auf die bevölkerten Irrwege der Verderbniß locken.

Hier schmeichelt ihm die falsche Ehre, die keine Gesetze kennet, mit Würden, die ihn über alle seine Mitbürger weit erheben; und mit dem Beyfall des flüchtigen Volkes, den sie ihm als die höchste Glückseligkeit vormalet. Dor-

ten bieten sich ihm Schätze an, die ihm versprechen, seiner und seiner Nachkömmlinge Glück auf viele Geschlechter fortdaurend zu machen. Mit ihren süssesten Vergnügungen suchet ihn die lauschende Wohllust in ihre gefährlichen Netze zu bestricken. Hier drohen ihm Uebermacht und Reichthum, mit der ganzen Anzahl der ihnen zur Ungerechtigkeit verkauften Clienten Sturz, Fall und beständige Unterdrückung; indem dorten der schleichende Neid und die niederträchtige Verleumdung in der Stille die vergifteten Waffen schmieden, womit sie seiner Ehre und seinem guten Namen tödtliche Streiche beyzubringen suchen. Alle diese und noch andere heimliche und öffentliche Feinde brauchen tausenderley Künste und Griffe, seine Unschuld und seine Tugend zu überraschen. Seine Eigenliebe, seine Fehler, ja seine Aufrichtigkeit und seine Gutmüthigkeit selbst, werden die Werkzeuge, womit seine Feinde ihn am meisten zu verfolgen suchen.

Unter

Unter allen diesen Gefahren zeigt er sich indessen wie ein Held mitten in einem hizigen Treffen; wie Friederich unter seinen unzählbaren Feinden, unerschrocken durch seine Tugend, und durch den Schutz des Himmels unbesieget. Seine edle Seele, die keine Ehre kennet als die welche aus der Tugend und aus der Rechtschaffenheit quillt, ist so unfühlbar für Würden und Beyfall, die ihn nur entehren würden, wenn er sie durch niederträchtige Mittel erlangen sollte, wie für übelerworbene Schätze und für Wohllüste, deren Süssigkeiten durch die erhabenen Beschäftigungen seines dem Vaterlande geheiligten Lebens weit an wahrer Vergnüglichkeit überwogen werden. Die zusammengeschworne Macht aller Feinde der Redlichkeit und der Tugend, ist nicht vermögend, sein grosses Herz zu erschüttern.

In allen seinen Handlungen suchet er nichts, als den Beyfall des Himmels, die Glückseligkeit

der Menschen, und das Vergnügen, das die Ausübung der Tugend dem Tugendhaften in so reichem Masse gewähret, und das die Ungerechtigkeit der Welt ihm zu rauben nicht vermögend ist.

Mit unverwandten Augen siehet er immer auf die heiligen Grundgesetze der Gerechtigkeit, und der Weisheit. Er verabscheuet eine jede Regung die denselben zuwiderläuft. Neben diesen ewigen Gesetzen des Himmels ist das allgemeine Beste des Staates der Mittelpunct aller seiner Handlungen und Rathschläge. Er kennet kein Wohl und keinen Vortheil, die davon gesondert werden könnten. Er ist allzu überzeuget, daß wenn es dem Ganzen wohl gehet, es auch einem jeden Theile wohl gehen müsse. Er würde sich unglückselig schätzen, wenn er auch den grösten Vortheil zu erhalten, seinem Nächsten ein Unrecht zufügen, oder das Wohl des Vaterlandes hintansetzen müßte. Das größte

Gut

Gut würde alsdenn aufhören für ihn ein Gut zu seyn.

Wie er die erste Stuffe der Ehren mit Unschuld betretten, und dazu keine andere Künste gebraucht hat, als sich derselben würdig zu zeigen, so verachtet er alle unwürdigen Wege, die List und Ehrgeiz sich zu erheben ersonnen haben. Das schmeichelhafte betriegerische Lächeln, womit ein falscher Demagoge die kleinen Seelen ausser sich selbst setzet und fesselt; der niederträchtige Stolz, womit ein mächtiger Zwingherr den schwachen Clienten schrecket, scheinen ihm beständig seiner unwürdig; und die Schätze die ein ungerechter Orgetorix unter die schlimmen und gewissenlosen Bürger als Preise der Sclaverey austheilet, läßt er lieber zum Behufe der Dürftigen und Elenden in milden Strömen fliessen. Er hielte es sich zur Unehre, ein Schmeichler des Volkes, und ein Schmeichler der Grossen zu seyn. Er hält es sich für rühmlich den Tadel zu verdienen, womit der scheinbare Red-

ner der Quiriten den würdigen Rechtsgelehrten Servius Sulpicius beleget hat. * Eine solche Ahndung sieht er als die schönste Lobrede seiner Aufführung an. Ein Sclave der fähig ist zu denken, wie Servius Sulpicius, ist in seinen Augen grösser, als ein alle Lehren seines schlauen Bruders ** ausübender Cicero.

Wie

* „ Ich habe es dir oft gesagt, o Servius, (sagt Cicero zu diesem vortrefflichen Römer,) du verstehest es nicht, dich um den Consulat zu bewerben; und bey demjenigen was du immer mit dem standhaftesten und männlichsten Muthe gethan und geredet hast, habe ich dich oft erinnert, ich finde an dir eher einen rechtschaffenen Senator, als einen klugen Competenten des Consulats. „ Cic. pro Muræna.

** Der Bruder des Römischen Redners hat an diesen eine sehr merkwürdige Abhandlung von der Bewerbung um den Consulat, de petitione consulatus, geschrieben. Diese enthält eine ausführliche Beschreibung der das damalige Rom beherrschenden Verderbnisse, der Künste, womit sich der Ehrgeiz dieselben zu Nutze gemacht hat, und vielleicht aller derjenigen Griffe, deren man sich nun in Republiken bedienet, die kaum verdienen mit den schlechtesten Municipalstädten des Römischen Staates in Vergleichung gesetzet zu werden.

Wie für sich selbst, so denket er auch in Betrachtung anderer. Einem unwürdigen zu einer Befödderung behülflich zu seyn, hält er für ein Verbrechen, für eine wahre Untreue gegen den Staat. Die Seinigen ohne Achtung auf deren Fähigkeit, zu Würdigern gebührenden Ehrenstellen und Bedienungen erheben, oder seine Clienten befödern um ihre Dienste zu bezahlen, oder sie zu Werkzeugen seiner Absichten zu machen, ist bey ihm ein so grosses Vergehen, als Bestehlung des gemeinen Gutes und als Hochverrath.

So wenig als der blendende Ehrgeiz, so wenig hat die niedrige Ungerechtigkeit sein edles Herz beflecket. Er sieht sich auf dem Richterstuhle in einem Character, der ihn zittern machet. An Gottes Statt der Vertheidiger der Unschuld, der Bestrafer des Lasters, der Belohner der Tugend, der Vater der Waisen und der Beschützer der Wittwen zu seyn, ist in sei-

nem Sinne die schwereste Pflicht die einem Sterblichen auferleget werden kann. Die Ehre des Bürgers, die Güter desselben, dessen Ruhe, sind ihm anvertraute Heiligtümer, die er anderst nicht als mit einem ehrforchtsvollen Schauer betrachtet. Er behandelt dieselben mit der äussersten Behutsamkeit, und mit der zärtlichsten Sorgfalt deren er fähig ist. Er verbannet aus seinem Herzen alle Vorurtheile, die sein Gewissen überraschen, und alle Leidenschaften die seine Sinne verblenden könnten. Es verschwinden alsdann die Macht, das Ansehen, und die Verdienste des Grossen, vor dem Rechte des niedrigsten und des letzten seiner Mitbürger; und die gute Sache seines ärgsten Feindes besieget die Zärtlichkeit gegen seinen vertrautesten Freund.

In seiner Jugend hat er mit einer ruhmwürdigen Neubegierde allem demjenigen nachgeforschet, was Menschen glücklich und Staaten blühend machen kann. Nun ist er unermüdet,

seine

seine Kenntnisse zu dem Besten des Vaterlandes anzuwenden. Er kennet den Einfluß, den die Wissenschaften in die Glückseligkeit des Lebens haben. Er ist unendlich weit entfernet von der Barbarey des Ostrogothen, der alle Vortheile nur nach den Procenten schätzet, und der dem sich erniedrigenden Gelehrten nur darum den Zutritt gönnet, weil er sich zu einem verächtlichen Werkzeuge seiner Leidenschaften, und seines Eigennutzes gebrauchen läßt. Einen solchen Aftergelehrten, deren es leider nur allzu viele giebt, siehet er an als einen unglücklichen Abtrünnigen aus der Schule der Weisheit, als des Namens eines Gelehrten unwürdig, als einen gefallenen Engel. Die wahre Gelehrsamkeit hingegen verehret er als eines der kostbarsten Geschenke des Himmels, als die Quelle undenklicher Glückseligkeiten, und als das Mittel alle menschlichen Künste, Gewerbe und Stände vollkommner zu machen. Er hält es sich deshalben zur Ehre, ein Beschützer und Vertheidiger der-

selben zu seyn, und glaubet dem Vaterlande nie wirklichere Dienste zu leisten, als wann er etwas zu der Beföderung derselben beyträgt. Er bedauert mit einer ausdrücklichen Wehmut das Loos der Staaten, wo dieselbe verbannet, unterdrücket, und verachtet ist. Er kennet kein untrieglichers Merkmal der Barbarey, und des Verfalls eines gemeinen Wesens. *

Eine

* Der Zustand eines Landes, wo die Gelehrsamkeit in einer schlechten Achtung ist, und die Empfindungen die derselbe erwecken soll, sind lebhaft beschrieben von dem berühmten Baselischen Rechtsgelehrten, Herrn Johann Rudolf Iselin, in seiner Antritts-Rede. Diese Stelle ist allzuschön und allzumerkwürdig, als daß man nicht hoffen sollte, sich durch die auch schwache, und der Schönheit des Urstückes bey weitem nicht beykommende Uebersetzung derselben, um alle diejenigen Liebhaber verdient zu machen, die der lateinischen Sprache nicht kundig sind. Hier ist sie: „ Ehe ich meine Stelle antrat, trachtete ich das Land zu erforschen, das ich in der Zukunft bewohnen sollte. Ich suchte mich mit dessen Einwohnern, Sitten und Gesetzen bekannt zu machen, und mir einen Entwurf meiner zukünftigen Aufführung zu bilden. Urtheilet, hochansehn-

Eine gleiche Sinnesart heget er gegen Künste, Handwerke, Gewerbe, und gegen die Handel.

„ liche Zuhörer, wie bestürzt ich gewesen seyn
„ soll, da ich unsere Hörsäle beynahe öde,
„ die schönen Wissenschaften selbst bey un-
„ sern Mitbürgern verachtet, und fast keine
„ Erkenntniß geschätzet sah! Da ich bemerk-
„ te, daß auch von denen selbst, denen das
„ Steuerruder unsers Staates anvertrauet
„ ist, weder durch Ehre noch durch Beloh-
„ nungen, die Gelehrsamkeit angefrischet und
„ aufgemuntert werde. Da ich endlich aus
„ der täglichen Erfahrung lernete, daß bey
„ uns nichts mehr geehret sey, als Reichtum;
„ und daß keine Kunst die Achtung unserer
„ Mitbürger auf sich ziehe, als die allein,
„ die den niedrigen und unersättlichen Durst
„ nach Golde zum Gegenstande hat.
„ Geld, Bürger, Geld ist noth, Geld müßt
ihr erst erwerben;
„ Die Tugend weicht der Münz.
„ Stellet euch hochansehnliche Zuhörer, vor,
„ mit welch einem niedergeschlagenen Ge-
„ müthe ich die mir aufgetragene Bürde
„ über mich nehme. Ich würde, ich gestehe
„ es frey, an dem Erfolge aller meiner
„ Mühen verzweifeln, wenn ich nicht auf
„ Euch, durch den Ruhm eurer Gelehrtheit
„ und eurer Verdienste, höchstschätzbare
„ Männer! alle meine Hoffnung und alles
„ mein Vertrauen gesezet hätte. Ich bitte

delschaft. Er verehret dieselben als hauptsächliche Quellen des öffentlichen Wohlstandes, und der Emsigkeit die nie genug gepriesen werden kann, weil sie den Müssiggang, den Ursprung alles Uebels, hemmet. Alles was dieselben verbessern kann, ist als ein höchstschätzbares Mittel, der Blüthe des Staates ein Gegenstand seiner zärtlichsten Besorgniß und Gewogenheit.

Ueber alles aber findet er den Feldbau seiner besondern Huld und Achtung würdig. In seinen

nen

„ Euch also so innständig als ich immer kan, „ ich beschwöre euch bey allem was euch, „ wie allen Tugendhaften am liebsten ist, bey „ dem Heile des Staates, und der hohen „ Schule selbst; gebet nicht mehr zu, daß „ die Wissenschaften so sehr verachtet und „ mißkennet werden. Vertreibet aus den Ge„ müthern der Bürger die traurigen Vorur„ theile, die unsern Staat beflecken. Bestre„ bet euch auf das nachdrücklichste, die Ehre „ und den Glanz unserer hohen Schule wieder „ herzustellen. Zeiget, daß eine Republic „ nicht bestehen kann, aus deren die schönen „ Wissenschaften und die Gelehrsamkeit ver„ bannet sind.

nen unverblendeten Augen ist der von den meisten verachtete und gedrückte Stand so sich damit beschäftigt, die Grundfeste der menschlichen Gesellschaft und des Staates. Er glaubet also, daß der Regent nie zärtlich genug für das Wohl, für die Begünstigung und für die Aufmunterung desselben besorget seyn könne.

Da aus der Blüthe und aus dem richtigen Verhältnisse dieser vereinigten Stände die Vollkommenheit und die Glückseligkeit des gemeinen Wesens entstehet; so gehet alle seine Sorge dahin, jeden von denselben sonderbar so sehr zu verbessern als es möglich ist, und zwischen allen das zu dem Wohl des Vaterlandes erforderliche Gleichgewicht zu erhalten. Den einen mit Hintansezung der andern begünstigen, hält er für eine Dummheit und für ein Verbrechen wider den Staat.

Selbst tugendhaft ist er überzeuget, daß die Tugend und die guten Sitten zu der Glückse-

lig-

ligkeit des Vaterlandes unumgänglich sind. Er empfindet die glückselige Ordnung, welche die Tugend in seinem Herzen und in seinem Geiste wirket; wie könnte ihm verborgen seyn, welch eine erhabne und bewunderungswürdige Harmonie, und welch ein nicht genug zu preisender Ruhstand durch der Bürger ihre in dem Staate verursachet werden müsse. Die tägliche Erfahrung belehret ihn, wie sehr die Leidenschaften, die Laster und die Verbrechen die Gemüther der Menschen, und die Verfassung des Staates zerrütten; wie Elend, Zerfall, Zwietracht, und eine unendliche Reihe der abscheulichsten Uebel aus diesen trüben Quellen fliessen, und die Erde zu dem Schauplaze aller Greuel und aller Unthaten erniedrigen. Es ist deshalben alles was in die Sitten einen Einfluß haben kann, ihm äusserst wichtig. Hier erkennet er nichts für gleichgiltig, und nichts für geringe. Pracht, Wohllust, Waichlichkeit, Ueppigkeit, Habsucht, Ehrgeiz und andere Werkzeuge und

Folgen

Folgen der Verderbniß verfolget er mit einem heroischen Muthe, und sinnet immer auf die kräftigsten Mittel, die denselben entgegengesetzten Tugenden in die Herzen der Bürger zu pflanzen.

Die Religion siehet er als das vornehmste derselben an. Da sie das göttliche Ebenbild in dem Menschen wieder herstellet und entwickelt, da sie denselben zu einer glückseligen Ewigkeit bereitet; bildet sie auch in ihm den guten Bürger, und das nützliche Mitglied der Gesellschaft, durch die gleichen übernatürlichen und göttlichen Kräfte. Er wünschet also nichts so sehnlich als dieselbe aller Herzen einzuprägen, und in allen Gemüthern wirksam zu machen. Zu dem Ende arbeitet er mit unermüdetem Fleisse an der zwischen dem Staate und der Kirche so nöthigen Harmonie. Er weiß, daß kein gemeines Wesen wahrhaftig glücklich seyn kann, wo nicht in der Kirche die wahre Got-

tesfurcht blühet; und daß diese, wenn die geziemende Ordnung darinnen nicht unterhalten wird, unmöglich bestehen könne. Es ist daher eine seiner schweresten und wichtigsten Sorgen, die der Geistlichkeit gebührende Rechte und Ehrfurcht auf eine solche Weise zu handhaben, daß dadurch der Ehrgeiz, die Herrschsucht und der Eigennutzen, welche sich schon so oft der Herzen der Priesterschaft bemächtigt haben, nicht die Oberhand gewinnen, und den Geist des Christenthums und der Religion aus der Kirche selbst verbannen.

Mit einem unversöhnlichen Hasse gegen den Geist der Verfolgung und Unertragenheit, ist er immer zärtlich besorget, die Liebe, die Einigkeit und den Frieden in der Kirche zu pflanzen. Er kennet kein kräftigeres Mittel die Irrenden zurechte zu bringen, als die Sanftmuth, und verabscheuet Zwang, Gefängnisse, Inquisitio-

nen

nen und Strafen, als des Geistes der Religion, der die Liebe selbst ist, unwürdig. Er weiß, daß in der Kirche eine christliche, wie in dem Staate eine bürgerliche Freyheit herrschen, und daß die Verschiedenheit der Denkungsart weder eine Trennung der Gemüther, noch eine Zernichtung der Liebe wirken soll.

Die bürgerliche Freyheit, die Seele des Staates, die in der durchgängigen Gleichheit der Bürger zu dem Genusse der Glückseligkeit, in Behauptung der Ordnung, die das allgemeine Beste erfodert, und in heiliger Beobachtung der dahin abzweckenden Gesetze bestehet; diese bürgerliche Freyheit hält er für das erhabenste Vorrecht, das er als ein Bürger geneußt; und für ein ihm anvertrautes Heiligthum, das er wie seinen Augapfel verwahren soll. Ihn schreket weder die Ungebundenhert des nach der Anarchie strebenden, und Ausgelassenheit für

Frey-

Freyheit ansehenden Pöbels, noch der herrschsüchtige Stolz der nach der Oligarchie schnappenden Mächtigen. Beyden widerstehet er als für das Vaterland gleich furchtbaren Feinden mit einem wahren Heldenmuthe. Er hat seit dem ersten Augenblicke an, da er sich dem Dienste des Staates gewidmet hat, den Schlimmen und Ungerechten, oder vielmehr ihren Lastern und ihren verderblichen Absichten, einen ewigen Krieg angekündet. Diesem durch eine niedrige Versöhnung mit den Feinden desselben entsagen, wäre für ihn ein Verbrechen, das sein ruhmvolles Leben mit unauslöschlicher Schande beflecken, und alle seine Tugenden auf einmal zernichten würde. Sollte er auch immer unterligen; sollten auch Bosheit, Ungerechtigkeit und Tyranney, durch ihre unglückselige Uebermacht in jedem Kampfe, über seine Tugend und seine redlichen Absichten siegen; so wird er doch nicht

müde

müde werden, einen so rühmlichen Streit fortzuführen, und bis auf den letzten Odemzug für die gute Sache zu kämpfen.

So durchlebet er die mühsamen Tage, die ihm der Himmel schenket. In dem Dienste anderer verzehret er seine Kräfte. Um seine erhabnen Pflichten allein besorget, widmet er der süssen Ruhe, und den herzerquickenden Freuden nur die Stunden, die ihm der Staat übrig läßt. Und diese Freuden schöpfet er allein aus dem Umgange tugendhafter und würdiger Freunde, aus den Lehren der Weisheit, aus den Schriften der Dichter, und aus den trostreichen Büchern der Religion.

Dieses sind seine erhabnen Vorbereitungen zu einem bessern Leben. Ohne Furcht siehet er die Stunde heranrücken, die seine edle Seele in dasselbe versetzen soll. Ohne Zittern siehet

er dem Schrecken aller Schrecken entgegen, und voll heiliger Zuversicht wirft er sich in den Schooß der göttlichen Gnade. In dem Augenblicke seiner Befreyung umgeben triumphierende Engel, die ehmals auf dieser Erden als Patrioten und als tugendhafte Bürger Völker glückselig gemacht hatten, sein Sterbbette, und führen den unschuldigen Geist frohlockend vor den Thron des allgemeinen Vaters, wo er als ein getreuer Knecht die Belohnung seiner Tugend, und die Vergeltung seiner Mühen in reichem Masse erhalten wird.

Der

Der

Antipatriot,

an den

Verfasser des Patrioten.

Der Antipatriot.

An den Verfasser des Patrioten.

Nemo malus felix.

Juvenalis.

Mit kühnem und löblichem Muthe hast du es gewaget den Guten zu schildern; du hofftest ohne Zweifel die Herzen, in denen die heiligen Funken des angebohrnen Adels noch nicht erloschen sind, zu der Liebe der Tugend, und zu einer erhabnen Seele würdigen Nacheiferung anzuflammen. Von eben dem Eifer angefeuert, will ich nun das Bild des Schlimmen entwerfen. Die häßlichen Züge der Verderbniß, mit ihren natürlichen Farben geschildert, werden auch

viel-

vielleicht minder edle Seelen, die bereits für die feinen Schönheiten der Tugend unfühlbar sind, abschrecken, einer so abscheulichen Tyrannin ihr Leben, das sie Gott, der Tugend und dem Vaterlande schuldig sind, aufzuopfern. Vielleicht wird dadurch mancher, der schon auf der Bahn des Lasters, einer bessern Bestimmung würdig, dem Untergange entgegen eilte, schamroth seine unselige Blindheit erkennen, und sich aus dessen unwürdigen Banden in die Freyheit schwingen, für die seine edle Seele geschaffen war.

Ihn hat keine segnende Stimme der Eltern, dem Himmel noch dem Vaterlande geweyhet. Sey groß, sey reich, sey vornehm, waren die ersten Wünsche des Vaters, womit er ihn bewillkommete; und die erste Sorge der Mutter war ihn zu verzärteln, und ein artiges Kind aus ihm zu bilden. Ohne Absichten auf die erhabne Bestimmung des Menschen liessen sie den

verwöhnten Knaben aufwachsen. Bey Zeiten ward er gewöhnet sich von andern zu unterscheiden, und zu empfinden, wie weit er über dieselben erhoben seyn sollte. Ehe er eines vernünftigen Begriffes fähig war, ward schon seine zarte Seele mit Bewunderung und Verehrung der Reichthümer, der Pracht, der falschen Grösse, und alles dessen was in den Herzen die Saamen der Tugend ersticken kann, erfüllet.

Sein vielleicht edles, vielleicht menschenfreundliches Gemüth ward schon in den frühesten Jahren mit dem Gifte des Hochmuthes, des Geizes, der Eigenheit und anderer unbürgerlicher Laster angestecket; ehe noch die Liebe, die Demuth und die Güte, in demselben sich zu äussern die glückseligen Anläse bekommen hatten.

Mit dem Anwachse seiner Begriffe lernete er seine Begierden immer weiter ausdähnen.

Seinen Mitbürger, den er durch die Güter des Glückes minder gesegnet sah, achtete er schon als ein Geschöpf von einer niederern Art. Die Grösse und die Glückseligkeit anderer war schon für ihn eine beständige Quelle von Unruhen, und plagte seinen Geist mit der ausschweifendsten Sehnsucht nach allen Gütern die seinen Nächsten beglückten. Er bewunderte alles, er beneidete alles, er verlangte alles, ausser Tugend und Weisheit. Diese ward er gewöhnet mit gleichgültigen Augen anzusehen, und als Seltenheiten zu betrachten, die wie rare Medaillen nur in Cabinetten verwahret, nicht aber in dem gemeinen Handel und Wandel gebraucht zu werden bestimmet sind.

Das süsse Vergnügen, anderer Glückseligkeit sich selbst durch eine menschenfreundschaftliche Theilnehmung zuzueignen, ist seiner Seele immer fremde geblieben; und das Gute, so er

nem Nächsten zufälliger Weise gethan hat, nährete schon in seiner ersten Jugend nur den niederträchtigen Hochmuth, womit er sich berechtiget glaubet, sich über denselben zu erheben; wenn es nicht bereits ein Mittel war, seinen Geiz, seine Lüsternheit, oder seine Herrschsucht zu vergnügen.

Alle Stunden seiner heranblühenden und würdigern Beschäftigungen bestimmten Jugend, die er den Ergötzlichkeiten, den Wohllüsten, und den Zerstreuungen dieses schlüpfrigen Alters entreissen konnte, widmete er den Künsten und den Erkenntnissen, durch die er glaubete seine feurigen Begierden, groß, vornehm und reich zu werden, dereinst erfüllen zu können. Aus denen Wissenschaften, in welchen der Tugendhafte die Nahrung und die Stärke seiner Rechtschaffenheit, seiner Redlichkeit und seiner Unschuld findet, sammelt er mit einer verderbten und flüchtigen

tigen Neugiehrde einige wenige Sätze, die sein mit Vorurtheilen geblendeter Verstand verkehrt fasset, und die sein verderbtes Herz vergiftet.

Diese Verderbnisse seines Verstandes und seines Herzens, und die Zerstreuung, darinnen ihn seine üppige und wohllüstige Lebensart unterhält, halten vor ihm die Geheimnisse der Weisheit und den erhabnen Gebrauch der Wissenschaften verborgen. In dieser unseligen Blindheit verfehlet er, durch täuschende Irrlichter verleitet, die Bahn der Tugend, und erwirbt sich eine Erkenntniß, die trauriger und unseliger ist, als die schwärzesten Finsternisse der dichtesten Unwissenheit.

In den Schulen der Weisen achtet er nicht auf die erhabnen Merkmaale der Grösse, der Güte, und der Weisheit des unendlichen Schöpfers, die sich in dem kleinsten Werke der Na-

tur, wie in dem grössesten, gleich bewunderungswürdig äussern; noch auf die grossen Bewegggründe zur Tugend und zur Rechtschaffenheit, welche aus denselben fliessen. Er lernet nicht die in seiner Seele ligende Hoheit und Tugend bemerken, noch sich zu der grossen Bestimmung dazu der Schöpfer den Menschen erschaffen hat, würdiglich vorbereiten. Aus allem, was sein betäubtes Ohr von den vortrefflichsten Lehren höret, fasset sein getäuschter Geist einig unselige Funken, die in seinem vergifteten Herzen alsobald zu Flammen von Freygeisterey und von Verderbniß werden.

Die Geschichtbücher der Reiche und der Republiken bieten seinem verdorbnen Herzen eine äusserst reizende Nahrung dar. Er lernet darinnen dem so oft mit glücklichem Erfolge gekrönten Laster die Kunst ab, die Tugend und die Unschuld zu hintergehen, und sich durch List,

durch Betrug, und durch alle krummen Wege zu der Höhe zu erheben, die nur den Verdienten gebühret.

Für ihn ist die Staatskunst nur die Geschicklichkeit, seine eigene Grösse, Macht, und Hoheit zu befördern, und alle übrigen Mitbürger zu Werkzeugen davon zu machen. Diese lernet er von Machiavell, und auf diese gründet er seine Begriffe von Recht und Unrecht, und das ganze System seiner ungerechten Rechtsgelehrtheit.

Um die ehmaligen Schicksale des Staates bekümmert er sich eben weiter nicht, als um daraus die Exempel zu ziehen, womit er seine schlimmen Absichten bemänteln kann. Dessen diesmahlige Umstände, Schwachheit und Gebrechen, erforschet er desto fleissiger, je mehr er hoffet, sich dieselben zu Nutzen machen zu können.

Mit

Mit diesen Waffen der Ungerechtigkeit, des Ehrgeizes, und der Bosheit versehen, begiebt er sich unter dem Namen eines tüchtigen und würdigen Mannes in den Dienst des Vaterlandes. So hält er sich für würdig zu regieren, indem seine unglückselige Seele von unzählbaren Tyrannen beherrschet ist. Eine unersättliche Begierde nach Reichthümern, die unbändige Herschsucht, die keine Schranken kennende Ehrbegierde, die niederträchtige Wohllust mit ihrem ganzen Gefolge von Lastern und Widersprüchen, verfolgen ihn von der ersten Stuffe der Ehren an, bis zu dem Consulate.

In allen seinen Handlungen suchet er nichts als den Beyfall des flüchtigen Volkes, seinen eigenen Vortheil, eine Ehre die eine wahre Schande ist, weil sie sich nicht auf Tugend gründet; und in allem diesem eine Glückseligkeit, die so eitel ist als der Grund auf dem sie beru-

het,

het, und die ein jeder widerwärtige Wind, und eine jede eigensinnige Veränderung des Volks zernichten kann.

Er mißkennet die heiligen Grundgesetze der Weisheit und der Gerechtigkeit; und da er sich selbst zu dem Mittelpuncte des Staates machet, so hat seine kleine Seele nicht den geringsten Begriff von einem allgemeinen Besten.

Dieses Wort lernet er indessen den Tugendhaften ab, und machet sich auch bey denen Anlässen, da er am meisten dawider handelt, damit vor den Augen des geblendeten Haufens groß. Unter dem Scheine der zärtlichsten Sorge für das Heil des Volkes bekämpft er das Vaterland selbst, und vereitelt die weisesten Vorschläge, die von Patrioten aus der reinesten Liebe gegen das allgemeine Beste entworfen worden sind: Er weiß mit einer dädalischen

Kunst

Kunst den Eigennutzen der Schlimmen dem allgemeinen Guten als einen undurchdringlichen Schild entgegen zu setzen, und für den einfältigen Wohlgesinnten, Schatten von Vortheilen und Schaden herzuzaubern, welche die wahren Gestalten der Dinge verdringen, und anstatt Wahrheit und Freyheit, Lüge und Sclaverey triumphieren machen. So wird sein und seiner Partey Bestes das Beste des Staates, das Heil des Volkes, und die Stütze der allgemeinen Glückseligkeit. So erwirbt er sich bey den Einfältigen Verehrung, bey den Schwachen Furcht, und bey den Weisen Verachtung.

Wie seine Herrschsucht und seine Ehrbegierde keine Schranken und keine Gesetze kennen, so ist ihm auch kein Mittel zu niedrig, seine Würden und seine Ehrenstellen zu vermehren. Er nimmt zu diesem Ende wie ein wahrer Proteus tausenderley Gestalten an. Meistens ist er in

dem Anfange kriechend und demüthig. Gegen einen jeden schmeichelhaft, gewinnet er diesen mit Lob und Ehrenbezeugungen, die er ihm in seinem Herzen versaget; jenen mit einer scheinbaren Vertraulichkeit, womit er dessen einfältige Aufrichtigkeit hintergeht; einen andern mit einem betriegerischen Händedrücken, das er mit den liebreichen Blicken einer Freundschaft, die er gegen ihn nicht empfindet, begleitet. Er besitzet in dem höchsten Grade die niederträchtige Kunst, die Gedanken seines Herzens zu verläugnen. Allen redet er dasjenige, was er weiß, daß sie es gerne hören, und wodurch er sich verspricht, derselben Beyfall und Hochachtung zu erwerben. So bald er aber etwas erstarket ist, und anfängt mit eignen Schwingen zu fliegen, so braucht er diese Künste nur gegen diejenigen, die er dessen nicht unwürdig achtet. Den geringsten, den verächtlichsten, und den ärmsten Haufen

weiß

weiß er durch eine kluge Austheilung des Ueberflusses von seinen Reichthümern, und durch geschickt angewandte Belohnungen sich zuzueignen. Andere fesselt er durch Dienste, die er ihnen auf eine Art leistet, daß er sie durch die Entziehung derselben nach einem jeden Ungehorsam unglücklich machen kann. Die Schwachen machet er sich durch Drohungen zu Sclaven, und die Eigennützigen durch Versprechungen zu Freunden, oder vielmehr zu Mithaften, denn der Name eines Freundes ist für Schlimme allzu edel. Insbesondere trachtet er alle diejenigen zu vernichten und verhaßt zu machen, die ihm in dem Lichte stehen möchten; vor allen andern aber die Tugendhaften. Mit den Schlimmen kann er sich vereinigen, und Ansehn und Gewalt theilen. Der Gute aber verabscheuet eine Gemeinschaft, dadurch der Staat zu einem Raube gemachet, und der Bürger unterdrücket wird; und vor ihm hält sich billich der Schlimme niemals gesichert, bis er ihn völlig unterdrücket hat.

In

In Betrachtung der Seinigen denket er auf die gleiche Weise wie für sich selbsten. Er kennet in dem Staate nur seine Verwandten. Seine Familie machet für ihn eigentlich das Vaterland aus. Ihm angehören ist schon eine Eigenschaft, die zu allen Ehrenstellen und Bedienungen die erforderliche Würdigkeit giebt; und seine Clienten erkennen an den Seinigen eben die Verdienste, die sie an ihm verehren. Mit einer gerechten Erkenntlichkeit weiß er dagegen auch dieselben mit Gegendiensten zu belohnen, die einer solchen Gefälligkeit würdig sind; oder auf solche Weise zu befördern, daß sie, theils ihm als Werkzeuge seiner Absichten dienen, theils Plätze versitzen können, die durch Tugendhafte und Würdige zu seinem grösten Nachtheile besessen würden.

Sein niederträchtiges Herz hat die erhabne Pflicht der Gerechtigkeit nie gekannt. Er hat die Grösse und die Wichtigkeit des Richteram-

tes nie empfunden. Er pochet darauf, daß er an Gottes statt auf dem Richterstuhle sitzet. Dieser grosse Character aber wirket bey ihm nichts als Hochmuth. Er ist unempfindlich gegen die gedrückte Unschuld, gleichgültig gegen die Tugend, ohne Abscheu vor dem Laster, unfühlbar für die betrübten Umstände der Wittwen und der Waisen, und auf nichts bedacht als sich selbst zu vergrössern und zu bereichern. Er sieht also das Richteramt anderst nicht an, als wie ein Mittel zu diesem unwürdigen Endzwecke zu gelangen. Alle seine Sprüche, alle seine Entscheide fliessen aus dieser unreinen Quelle. Recht ist, was ihm, den Seinigen, und seinen Clienten nützet: Unrecht, was ihnen schadet. Er hat weder vor göttlichen noch vor menschlichen Gesetzen die geringste Ehrfurcht. Er erkennet keine andern als die Begiehrden und Neigungen seines verdorbnen und ausschweifenden Herzens. Diese vergiften auch die gerechtesten und weisesten Sprüche, die sein unreiner Mund ertheilet,

theilet, und machen die Gerechtigkeit selbst durch seine verdammliche Entweihung zur Ungerechtigkeit.

Sein übelgeartetes Herz hat das Grosse und Erhabne, das in den Wissenschaften ligt, niemals empfunden. Er hat die Gelehrtheit niemals anderst kennen gelernet als wie ein Handwerk, dem man sich ergiebt um sein Stück Brod zu gewinnen. Er kennet sie nicht als die Lehrerinn der Tugend, der Rechtschaffenheit, der Redlichkeit, der Standhaftigkeit, der guten Sitten, und aller derjenigen Künste, dadurch die menschliche Gesellschaft vollkommner und glückseliger gemachet wird. In diese Geheimnisse ist sein Geist niemals eingedrungen. Was er davon ungefehr gewahr worden ist, hat in ihm nur einen Haß wider die wahre Gelehrsamkeit erweket, der eben so groß ist als seine Furcht vor der falschen, die er mit allen ihren gefährlichen Folgen aus dem Grunde kennet, da sie das

Werkzeug seiner verderblichen Absichten ist. Wie vor dem mit ihm gleich schlimm gearteten Gelehrten, so zittert er auch vor dem rechtschaffnen. Des erstern Bosheit ist ihm nicht so furchtbar als des leztern Tugend. Er suchet daher beyde gleich verdächtig zu machen. Er schwärzet den verehrungswürdigen Character des Gelehrten eben so sehr an, als es die häßliche Gestalt des Aftergelehrten verdienet. Er suchet so wol den einen als den andern aus dem Staate zu verbannen, und für ewig von allem Antheile an der Regierung auszuschliessen. Der Gelehrte, ausgenommen derjenige, der unter seine Fahne geschworen hat, und sich vor seiner Hoheit gebührend zu schmiegen weiß, verdienet die Ehre nicht, ein Bürger zu heissen. Ein jeder seiner Gedanken ist ihm verdächtig, und jede seiner Meynungen ist ansteckend, seine Sinnesart ist unbiegsam, sein Hang nach der Freyheit so wol in dem Denken als in dem Reden und

Handeln ist unerträglich, seine Unerschrockenheit ist äusserst gefährlich, alles an ihm ist von uns andern unterschieden, er gehöret in ein ander Element, und soll sich also nicht unterstehen, mit uns in Gemeinschaft zu treten.

Gegen die Künste, die Handwerke, die Gewerbe, die Handelschaft heget er eine Gleichgiltigkeit, die eben so niederträchtig ist, als unumschränkt sein Eigennutzen. Er mißt den Werth aller dieser Dinge nach dem Einflusse welchen dieselben in seine besondern Absichten haben. Er kennet keine andern Grundregeln seiner Handlungen. Wenn nur sein Gewerb, wenn nur seine Unternehmungen glücklich fortgehen, wenn nur seine und der Seinigen Felder grünen, was bekümmert er sich um die Saat; was bekümmert er sich um das Glück und um das Unglück seines Nachbarn? Wenn er für sich selbst gesorget hat, so hat er für alles gesorget. Wie sollte er um

die Mittel die Glückseligkeit und den Wohlstand durch Beförderung der Künste, der Handwerke, der Gewerbe und der Handelschaft in dem Staate gemein zu machen, besorget seyn? Er denket an nichts, als alle andern zu Handlangern seiner Bereicherung und seiner Grösse zu machen. Anderer Glückseligkeit ist eine Hinterniß der seinigen. Er allein soll groß, er allein soll reich, er allein soll mächtig seyn. Die andern sind geschaffen ihm zu dienen; und sind nicht weiter wichtig, als in so ferne sie viel oder wenig Einfluß in seine eigenen Umstände haben. Die schönsten, die vortrefflichsten, die nützlichsten Sachen haben in seinen Augen keinen andern Preis; und sollte, was seine niederträchtigen Absichten nur im geringsten hindert, die Glückseligkeit seines Vaterlandes auf ewig befestigen, so wird er Himmel und Erde bewegen, dasselbe zu hintertreiben.

Sein Herz, der Sitz der Wohllust, der Ueppigkeit und des Eigennutzes, hat die Schönheit und die Vortrefflichkeit der Tugend nie geschmecket. Lauter Begiehrde, lauter Unordnung, lauter Widerspruch, kann er sich die glückseligen Folgen die aus Ordnung, aus Mässigung, aus Uebereinstimmung entstehen, unmöglich vorstellen. Er hält dieses alles für Träume der Geistlichen und der Weltweisen, die ihren Platz nirgendswo als in einer platonischen Republic zu erwarten haben. Seine Lüste, seine Begiehrden, seine Leidenschaften sind die einzigen Triebe, die ihn beseelen. Diesen opfert er seine Pflichten, seine Eide, seiner Mitbürger und seines Vaterlandes Heil und Wohlfahrt ohne Scheu und ohne Gewissen auf. Der Staat selbst muß zu der Erfüllung seiner unreinen Triebe, die der gemeinen Wohlfart gewidmeten Schätze hergeben. Wie seine Clienten, so belohnet er auch die Gegenstände seiner niederträchtigen Wohllüste aus dem gemeinen Gute. Hier gilt ihm

alles gleich. Das zu dem Behufe der Armuth geheiligte wird, wie das zu der Belohnung der Verdienste, und zu der Aufmunterung der Emsigkeit bestimmte, entweder ein Preis der Sclaverey oder ein H * * lohn. Er schämet sich nicht, der Beschützer der Kuppler und der Kupplerinnen, und der Vertheidiger der leichtfertigsten Dirnen zu seyn. Sein Haus, das die Zuflucht der Unschuld, und ein Schauplatz guter Beyspiele seyn sollte, stehet diesem Gesindel beständig offen. Weit entfernet sich solcher Unordnungen zu schämen, ist er stoltz auf seine Laster, und rühmet sich seiner Verbrechen. Wie er nie beredter ist, als wenn er das gemeine Beste zum Behufe seiner verderblichen Absichten bekämpfet, so ist er nie witziger, als wenn er die Tugend lächerlich machet.

So wenig ihm das Heil des Vaterlandes angelegen ist, so wenig er sich um das Wohlseyn seines Mitbürgers bekümmert, so wenig

er

er Ehrfurcht und Liebe für die Tugend heget, eben so wenig ist er besorget, dieselbe in dem Staate auszubreiten. Er scheuet im Gegentheil jeden Tugendhaften als einen Zeugen, der wider ihn auftritt, ihm seine Verbrechen vorzuwerfen, und fürchtet denselben als einen Widerspenstigen, der unter seinem Joche seinen Nacken zu biegen versagen darf. Er empfindet wie schlecht sein Ansehn und wie gering seine Macht seyn würde, wenn Tugend, Unschuld und die damit verknüpfte Herzhaftigkeit und Liebe zur Freyheit bey den Bürgern gemein werden sollten. Er befürchtet nichts so sehr als die daraus entstehende Ruhe, Einigkeit und Liebe derselben; diese würden für ihn so gefährlich seyn, als glückselig für den Staat. Er ist deshalben eben so weit entfernet dieselben zu begünstigen, und im Ernste an der Beföderung der guten Sitten, der Mässigung, und der allgemeinen Ordnung zu arbeiten, so sehr er sich mit dem Scheine des Eifers, den er für dieselben bezenget, bey den Ein-

fältigen beliebt und verehrungswürdig zu machen trachtet.

Von derselben Art ist auch sein Eifer für die Religion. Da sein verkehrtes Herz mit der erhabnen Sittenlehre derselben in einem beständigen Widerspruche ist, siehet er solche nicht anders an, als wie eine Erfindung der Staatskunst, und als einen Zaum, womit Einfalt und Dummheit von der List nach ihren Absichten gelenket werden. So unfühlbar er für das Göttliche ist, das dieselbe auch bey den wildesten Gemüthern verehrungswürdig machet, so sehr kennet er den Einfluß, den sie in die Denkungsart, in die Gemüthsbewegungen und in die Handlungen des Volks hat. Er weiß, wie groß, wie beredend, wie mächtig sie ist. Er ziehet also ungescheut ihre Larve an, und wird ein Betrüger an GOtt und an den Menschen. Der redlichste, der aufrichtigste, der frömmste Christ, ist in Ausübung der äusserlichen Pflichten derselben

selben nicht eifriger als er. Der feurigste Orthodoxe kämpfet nicht mit der Hitze wider einen unschuldigen Nonconformisten, wie er. Er kennet keine Qual die hart genug ist, diejenigen nach Verdienst zu züchtigen, die sich erkühnen dörfen, anderst zu denken, als er und die herrschende Kirche. Wer sich nur verdächtig machet, daß er die verhaßten Grundsätze eines Sonderlings begünstiget, wird von ihm in die verworfne Classe der Ketzer gesetzet; und wer das Unglück hat in den geringsten Irrthum zu verfallen, für den sind Bande, Schwerdt und Feuer noch zu gelinde Strafen. Dieses heisset er, die Einigkeit und den Ruhestand der Kirche erhalten, die Gottseligkeit pflanzen, und die Ehre des Allerhöchsten befördern. Wenn er nur durch dieses abscheuliche Blendwerk seine verdammlichen Absichten erreichet, wenn er die Einfalt und oft die Tugend und Frömmigkeit selbst berücket, so bekümmert er sich weder um das Ansehen und die Ehrfurcht, die dem geistlichen Stande

bühret; noch um die Ordnung, die in der Kirche herrschen soll, noch um die Ehre GOttes, den sein Herze verläugnet. Ihm ist alsdann alles gleichgiltig; und Meineid, Lieblosigkeit, Verrätherey, Nachbegierde, und alle Greuel, welche die Religion, und ihre allerheiligsten Urheber verdammen, sind in seinen Augen nichts als Kinderspiel, und auf das höchste unvermeidliche Staatssünden.

Selbst ein Sclave seiner Leidenschaften, und seiner ungestümen und übelgeordneten Begiehrden, hat er die wahre Freyheit nie gekannt. Wie er diesem seinem Tyrannen blindlings gehorchet, so fodert er auch von andern eine unbedingte Unterwirfigkeit. Er verehret weder die Gesetze, noch den Bürger, zu dessen Wohlfart dieselben geordnet sind. Alles muß seinem Willen, seinem Eigennutzen, und seiner Herrschsucht weichen. Er empfindet wie gefährlich es für ihn und seine schlimmen Absichten seyn würde,

de, wenn der wahre Geist der Freyheit in dem Herzen des Volkes rege werden sollte. Er weiß, wie wichtig es für ihn ist, daß dieser unterdrücket, und auch die schwächsten Funken davon erstickt werden. Ungebundenheit, Frechheit, Ausgelassenheit, Frefel und Ungehorsam sind für ihn lange nicht so furchtbar. Er machet dieselben im Gegentheile zu Werkzeugen seines Ehrgeizes und seiner Tyranney. Wider die Tugend, die er unterdrücket, suchet er Hülfe und Beystand bey dem Laster und dem Frefel, die er begünstigt. Er wirft sich zu dem Beschützer und Schmeichler der schlimmsten und der verwegensten des Volkes auf. Er wird derselben Zuflucht gegen den Eifer der Guten, und gegen die Strenge der Gesetze. Er brauchet dieselben dagegen als getreue Trabanten, durch die er den bescheidnen und furchtsamen Bürger in der Ehrfurcht und in der Sclaverey erhält, die Freyheit des Staates ungescheut zernichtet, und seine landverderblichen Anschläge und Unternehnehmungen triumphieren machet.

So ist sein unglückseliges Leben ein ununterbrochenes Gewebe von Schande, Laster und Verbrechen. Ohne Ruhe, ohne Frieden, ohne wahres Vergnügen fliessen seine trüben Tage dahin, und reissen ihn dem fürchterlichen Zeitpunct entgegen, vor dessen blosser Vorstellung sein verzagtes Herz bebet. So sehr er diesen finstern Gedanken von sich zu entfernen gedenket, so schleunig überraschet ihn die entscheidende Stunde. Sie kömmt daher, schwarz und schrecklich, wie ein unglückschwangeres Ungewitter. Die Blitze der Wahrheit zerstreuen die Finsternisse, die ihm die Abscheulichkeit seiner Thaten bisdahin verborgen hatten. Sie erwecken sein eingeschlafnes Gewissen, den furchtbarsten und untrieglichsten aller Richter. Nun stellen sich ihm alle Greuel dar, die er verübet hat. Die verführte Unschuld, die unterdrückte Tugend, die verletzte Ehre, die verachtete Gerechtigkeit, der entweyhte Eid, die mißbrauchte Religion, das mißhandelte Vaterland, und eine unzähliche

Menge

Menge verübter Laster, samt deren schrecklichen Folgen, zeigen ihm auf einmal die häßliche Scene seines vergangenen Lebens, und die fürchterliche Aussicht in sein künftiges. Furcht, Ungewißheit, Angst und Verzweiflung, bemächtigen sich der unglückseligen Seele. Diese findet nun in der niedrigen, elenden, und betrieglichen Hoffnung der Zernichtung keine Ruhe mehr; verläßt in diesem Zustande den Leib, der ihr einziges Gut gewesen ist, und stürzet sich in einen unendlichen Abgrund, wo sie die unselige Belohnung ihrer an dem Schöpfer, sich selbst, an ihrem Nächsten, und an ihrem Vaterlande verübter Untreue, zu erwarten hat.

E N D E.

S

Iselin

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Iselin, Isaak

Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes

Zürich 1762

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 765
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278319-1
VD18 11226285-005